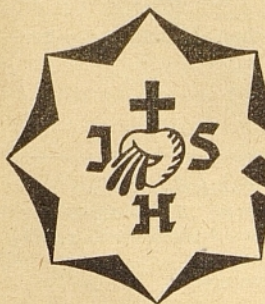




Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne
des Hlft. Herzens Jesu



Stern der Neger

Januar/Februar 1954
47. Jahrgang · Heft 1

Inhalt

P. Edmund Schumm: Angebetet — Verfolgt	1
P. W. K.: Der Kampf um das Elternrecht in Südafrika	2
P. Lorenz Unfried: Priestermangel — das religiöse Problem Südamerikas	7
P. Adalbert Mohn: Von römischen Hochschulen und Studenten	11
P. Edmund Schumm: Unser Missionsseminar St. Josef, Ellwangen	14
Br. August Cagol: Königslanze und Kreuz	19
Hugo Kocher: Mburro, der Gorilla	23

Das vordere Umschlagsbild ist eine Federzeichnung von Rudolf Wirth, München; das Bild auf der Rückseite des Umschlags ein Scherenschnitt von Hugo Kocher, München.

Zur gefälligen Beachtung

Die Missionszeitschrift „Stern der Neger“ erscheint alle zwei Monate im Umfang von 24 Seiten. — Der jährliche Bezugspreis beträgt in Österreich 12 Schilling; in Deutschland DM 2.50; in Italien 300 Lire. — Allen, die den Bezugspreis für 1954 schon gezahlt haben, sagen wir ein herzliches Vergelt's Gott.

Bestellungen werden entgegengenommen: In Österreich vom Missionshaus Maria Fatima, Unterpremstätten bei Graz; in Deutschland vom Missionshaus Josefstal, Ellwangen (Jagst), Württemberg; in Italien vom Herz-Jesu-Missionshaus in Milland bei Brixen.

Einzahlungen sind zu richten: In Österreich auf das Scheckkonto 86 211 „Stern der Neger“ Unterpremstätten; in Deutschland auf das Postscheckkonto Stuttgart 54 066 Missionshaus Josefstal; in Italien auf das Herz-Jesu-Missionshaus in Milland bei Brixen.

Missionsgebetsmeinungen

Vom Heiligen Vater gutgeheißen und gesegnet

Für Januar: Um Frieden und Freiheit der Kirche in Asien.

Für Februar: Daß die politischen und sozialen Fragen in Afrika nach den Normen der christlichen Gerechtigkeit und Liebe einer friedlichen Lösung entgegengeführt werden.

Herausgeber und Verleger: Kongregation der Missionäre Söhne des Heiligsten Herzens Jesu, Missionshaus Maria Fatima, Unterpremstätten bei Graz. Scheckkonto 86 211 „Stern der Neger“ Unterpremstätten. — Schriftleitung: P. Stephan Lintermann. — Druck: Schwabenverlag AG., Zweigniederlassung Ellwangen (Jagst).

Mit kirchlicher Druckbewilligung und Erlaubnis des Generalobern.

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation Missionäre Söhne des Heiligsten Herzens Jesu

47. Jahrgang

Heft 1

Angebetet – Verfolgt

Zu den beiden Umschlagbildern

Wie werden Maria und Josef freudig überrascht gewesen sein, als unerwartet fromme Männer aus dem fernen Heidenland bei ihnen in Bethlehem eintrafen und dem neugeborenen Gotteskind ihre Huldigungsgeschenke darbrachten.

Aber bald fiel ein Schatten auf diese Freude: Eines Morgens berichteten die Gäste erschrocken, Gott habe sie in einem Traumgesicht vor Herodes gewarnt; und so machten sie sich eilends auf und zogen auf einem andern Weg in ihr Land zurück. Und dann kam die Nacht, in der Joseph und Maria selbst von Gott aufgefordert wurden, mit dem Kind außer Landes zu gehen, denn König Herodes suche das Kind zu töten. Wie wird diese Nachricht, der König im nahen Jerusalem trachte ihrem Kind nach dem Leben, Maria einen Stich ins Herz gegeben haben. Noch in der Nacht brachen sie auf und flüchteten südwärts nach Ägypten; Gott mußte sich vor den Menschen in Sicherheit bringen lassen.

Es kam also nicht so, wie es sich wohl viele ausgemalt hatten: der Messias werde in rauschendem Triumphzug durch die Länder und Jahrhunderte ziehen und überall Anerkennung finden. Nein, eben erst ist er angekommen, da wird er schon zu Tode verfolgt. Immer wieder können wir im Leben Jesu diesen Wechsel zwischen Angebetet und Verfolgt feststellen, vor allem am Ende seines Lebens. Am Palmsonntag holen sie ihn als ihren König in die Stadt ein, und am Karfreitag führen sie ihn zur Stadt hinaus und kreuzigen ihn.

Das ist auch das Los des fortlebenden Christus, der Kirche. Am ersten christ-

lichen Pfingstfest lassen sich 3000 Menschen taufen, und bald ist ihre Zahl auf 5000 gestiegen. Überall im römischen Reich, wo die Apostel ihren Fuß hinsetzen, bilden sich blühende Christengemeinden, und man konnte hoffen, daß sich das Evangelium in unaufhaltsamem Siegeslauf durchsetzen würde. Aber dann erhebt sich die alte Schlange, und die römischen Kaiser und Statthalter suchen das Christentum von der Erde zu vertilgen.

So war es auch später immer wieder: Zuerst blühte das Christentum unter den heidnischen Völkern mächtig auf, aber dann folgte häufig der Gegenschlag des Widersachers Gottes. So ist es auch heute noch. Ein besonders schmerzliches Beispiel bietet in unsern Tagen China. In diesem großen und volkreichen Land waren schon mehrere Millionen dem Glauben gewonnen, und nun darf es geschehen, daß die Missionäre ausgewiesen und die Gläubigen verfolgt werden, und daß die schon bodenständig gewordene Kirche in Blut und Tränen erstickt werden soll. —

Aber so wie die Heilige Familie, als der Verfolger Herodes tot war, von Gott wieder ins Heilige Land zurückgeführt wurde; wie nach der scheinbaren Niederlage des begrabenen Christus alsbald die Herrlichkeit der Auferstehung folgte; wie auf den fast dreihundertjährigen Vernichtungskampf des römischen Staates Gott durch Kaiser Konstantin der Kirche Freiheit und blühendes Leben brachte, — so wird er auch in unsern Tagen seine Feinde nicht für immer über sein Werk triumphieren lassen. Er hat schon

die Stunde bestimmt, in der er der Drangsal in China ein Ende setzen und der dortigen Mission als Lohn für ihren Bekennermut eine große Zeit schenken wird. Es wird sich auch hier zeigen, daß die Blutstropfen der Märtyrer Samenkörner für neue Ernten sind.

Auch in diesem Jahr 1954 werden wir

allerlei Betrübliches aus den Missionen erfahren, und die Kirche wird mancherorts auf dem Rückzug, auf der Flucht sein. Aber sie weiß sich geborgen im starken Schutz ihres himmlischen Königs, gegen den alle Gewaltigen dieser Erde auf die Dauer nichts vermögen.

P. Edmund Schumm

Der Kampf um das Elternrecht in Südafrika

Aus dem Rottenburger und Freiburger Sonntagsblatt, das mir gute Freunde in der Heimat hierher nach Südafrika schicken, ersehe ich, wie die Katholiken in Baden-Württemberg und auch in andern deutschen Bundesländern um das Elternrecht in der Schule kämpfen. Da mag es von Interesse sein zu erfahren, wie die Verhältnisse diesbezüglich in der südafrikanischen Union liegen.

Zum Verständnis der Lage

Inmitten eines Sprachenwirrwarrs von Deutsch, Holländisch, Italienisch, Portugiesisch, Griechisch, Arabisch, Indisch —

gar nicht zu reden von den verschiedenen Eingeborenen-Dialekten der Neger — haben wir hier im Land zwei Amtssprachen: Afrikaans und Englisch. Afrikaans wird von den

Nachkommen der aus Holland eingewanderten Buren gesprochen. Es ist ein einfacher holländischer Dialekt und wie das Holländische selbst dem Deutschen nahe verwandt. Die englische Sprache wird von den eingewanderten Briten und Iren gesprochen.

Die beiden Sprachen sind mit der Politik des Landes und damit auch mit der Schulpolitik eng verbunden. Die meisten Buren haben sich zur Nationalen Partei zusammengeschlossen und werden kurz „Nats“ genannt. Sie haben den Wahlkampf zum zweitenmal gewonnen und haben damit für weitere fünf Jahre und

wohl noch länger die Macht in den Händen. Die englisch-sprechende und englandfreundliche Bevölkerung bildet die Oppositionspartei; ihr Name ist United Party = Vereinigte Partei. Sie ist liberaler und freizügiger als die Nats.

Entsprechend den beiden Amtssprachen gibt es zwei Arten von Schulen: Die English-medium schools und die Afrikaans-medium schools. In der ersten Schulform werden alle Fächer in Englisch gegeben, während in der zweiten Afrikaans die Unterrichtssprache für sämtliche Schulfächer ist.



Im Hof der Klosterschule der Loretoschwestern in Pretoria. Eine Bubenschar hat sich vor die Kamera gedrängt. Der zweite und der vierte von links in der vordersten Reihe sind Deutsche.

Durch eine Verordnung, die language ordinance, hat der Provinzialrat von Transvaal bestimmt, daß die Kinder in jene Schule geschickt werden müssen, die in der dem Kinde am besten bekannten Sprache unterrichtet. — Afrikaans sprechende Kinder gehen also in eine Schule, wo die Unterrichtssprache Afri-

kaans ist, und die Englisch sprechenden Kinder besuchen die Schule ihrer Muttersprache. Das klingt sehr vernünftig, hat aber sehr große Härten im Gefolge, sobald Polizeigewalt dazu kommt und den Eltern die Entscheidung genommen wird.

Hart auf hart

Da ist eine deutsche Familie hier in Pretoria. Sie hat vier Kinder. Die Mutter ist Ärztin. Sie stammt aus Mannheim, der Vater aus Berlin. Das älteste Kind spricht am besten Deutsch, das zweite spricht besser Englisch als Deutsch. Nach der Verordnung muß das älteste Kind in eine Afrikaans sprechende Schule, da Deutsch dem Afrikaans mehr verwandt ist als dem Englischen. Das zweite Kind muß in eine Englisch sprechende Schule. So werden die Kinder auseinandergerrissen.

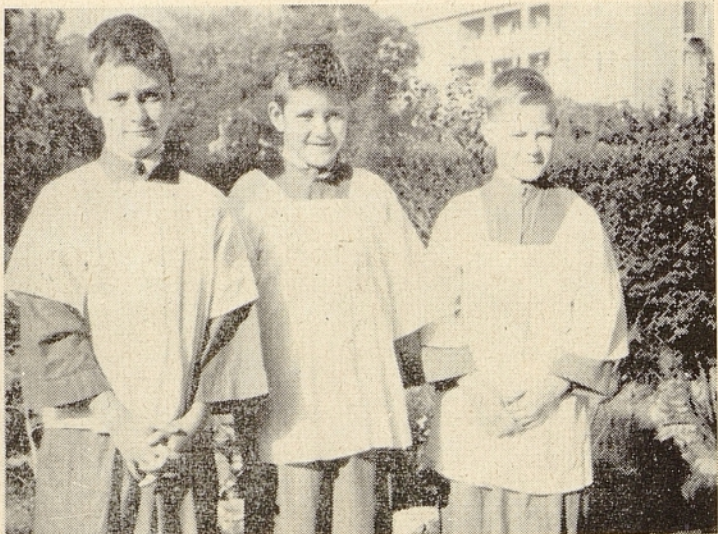
Eine Familie aus Bayern wohnt in der Nähe einer von irischen Schwestern geleiteten Schule, in der also Englisch die Unterrichtssprache ist. Da aber der Bub schneller Afrikaans als Englisch von seiner Umgebung gelernt hat, darf er nicht in die nahegelegene englische Schule, sondern muß in eine weit entfernte Afrikaans-Schule, muß durch den gewaltigen Autoverkehr der Großstadt jeden Tag, auch bei großer Hitze, einen weiten Schulweg zurücklegen.

Ein Kaufmann will seinem Sohn eine gute Kenntnis der englischen Sprache mitgeben. Das ist nur in einer Englisch sprechenden Schule möglich. Das Kind hat aber von den andern Kindern der Nachbarschaft Afrikaans gelernt, da diese nicht Englisch sprechen. Afrikaans hat für einen Kaufmann, der nach Europa gehen will, wenig Wert, da diese Sprache in andern Ländern nicht gesprochen wird. Mit Englisch aber kommt

er durch die ganze Welt. Der Staat schickt ihn in die Afrikaans-Schule, weil die Nats am Ruder sind, die ihn durch ihre Sprache für sich zu gewinnen hoffen.

Die größten Härten ergeben sich auf religiösem Gebiet. Die Kinder holländischer Katholiken müssen nach der Verordnung alle in Afrikaans-Schulen, da Holländisch sprechen so viel bedeutet wie Afrikaans sprechen. Nun sind aber diese Schulen alle evangelisch-kalvinisch. Die Eltern wollen den Kindern aber eine katholische Erziehung in einer katholischen Schule zuteil werden lassen, wo auch regelmäßiger katholischer Religionsunterricht gesichert ist. Eine gut katholische Mutter aus der Augsburger Diözese erzählte mir, wie der Lehrer einer hiesigen protestantischen Schule furchtbar über den Papst losgezogen sei, und ihr neunjähriges Töchterchen mußte das mitanhören, und zwar nicht bloß einmal.

Die katholischen Schulen haben aber hier alle Englisch als Unterrichtssprache, da die Lehrkräfte, Schulbrüder und Schulschwestern, alle aus Irland kommen, wo Englisch gesprochen wird. (Ich habe die Verhältnisse hier in Pretoria im Auge und berücksichtige nur die weiße Bevölkerung.) Nach dem Gesetz dürfen diese Schulen nur Englisch sprechende Kinder aufnehmen. Der Erzbischof von Pretoria bemüht sich, eine Afrikaans sprechende



Einige meiner kleinsten Ministranten aus der Schule der Loretto-schwestern. Der vorderste, Stephen, ist der Beste in der Klasse.

Ein
gottgefügnetes **1954**
Jahr

wünscht allen Lesern
und Leserinnen
des „Stern der Neger“
Die Schriftleitung

katholische Schule aufzumachen. Aber es fehlt an Lehrkräften und Geld.

Inquisition

Ich hatte mehrere deutsche katholische Familien überredet, ihre Kinder von den protestantischen Schulen wegzunehmen und in eine katholische Schule zu geben. Hier haben wir fünf solche katholische Schulen für weiße Kinder. Für Buben haben die Christlichen Schulbrüder ein Kolleg, das ungefähr 800 Schüler zählt und Grundschule und Mittelschule umfaßt. Schulschwestern haben drei andere Schulen mit je 600 Schülerinnen. Die fünfte Schule ist noch klein und erst angefangen worden. Sie zählt so 40 bis 50 Kinder.

Im März kamen dann die staatlichen Inspektoren zur jährlichen Untersuchung, ob die Kinder auch in der rechten Sprache

unterrichtet werden. Andernfalls sollten sie in eine andere Schule gesandt werden. Eine Zeitung sagte bei diesem Anlaß: „Die gewissenlose Befragung von kleinen Kindern durch Inspektoren in Transvaal ist bezeichnend für den Polizeistaat, den die Nats aus Südafrika zu machen versuchen. Kann es etwas Empörenderes geben als die Idee, daß ein erwachsener Mann versucht, ein fünf Jahre altes Kind (in diesem Alter gehen die Kinder hier zur Schule) in eine Falle zu locken und ihm Fragen zu stellen in einer Weise, daß das Kind von seinen Schulkameraden weggerissen und in eine fremde Schule gestickt wird? Ich weiß von einem Fall, wo ein Kind einem dreistündigen Kreuzverhör unterworfen wurde. Das Kind war zweisprachig und die Inspektoren konnten zu keinem Entschluß kommen.“



Die Mädchen der Klosterschule halten im Schulhof ihre Pause. Alle tragen die gleiche Kleidung. Auf der Jacke ist das Schulwappen aufgestickt.

Mutter Oberin von der Konventschule der Loretoschwestern erzählte mir, daß ein Inspektor ein Kind in Afrikaans fragte, ob es Afrikaans sprechen könne? Die Antwort war: „Ek kan nie Afrikaans praat nie.“ Es sagte in Afrikaans, daß es nicht Afrikaans sprechen könne.

Bei 22 Kindern dieser Loretoschule war es ungewiß, ob sie bleiben oder in eine Afrikaansschule versetzt würden. Letzteres bedeutet,

von einer katholischen in eine protestantische Schule. Meist handelte es sich um deutsche und holländische Kinder, die, wie gesagt, leichter Afrikaans verstehen. Es ist aber erstaunlich, wie schnell diese Kleinen auch Englisch erlernen. Einen deutschen Buben brachte ich von einer evangelischen Schule in die katholische Konventschule. Nach einigen Wochen sagte mir seine Lehrerin, Mutter Bernhard, er hätte alle seine Kameraden, auch die von Haus aus Englisch sprechenden, überflügelt. Je älter freilich die Kinder werden, desto schwerer geht es für sie, die schwerere englische Sprache zu meistern. Afrikaans geht immer noch leichter. (Ich muß zum Verständnis des Gesagten noch beifügen, daß die Schwestern neben den Mädchen auch Buben, aber nur bis zu acht Jahren, unterrichten.)

Die Eltern machten eine Eingabe an den Direktor für Erziehung und baten darin, die Kinder um der katholischen Erziehung willen in der katholischen Schule zu belassen. Nach Wochen kam die Antwort, die Kinder könnten bleiben. Es war gerade vor den Wahlen. Die Nats wollten die Leute nicht vor den Kopf stoßen. Jetzt nach den Wahlen, wo die Nationale Partei im Sattel sitzt und nichts mehr zu fürchten braucht, ist die Sprach-

verordnung zweimal vom Provinzialrat gelesen und angenommen worden. Die Aussichten für die katholischen Schulen sind nicht rosig.

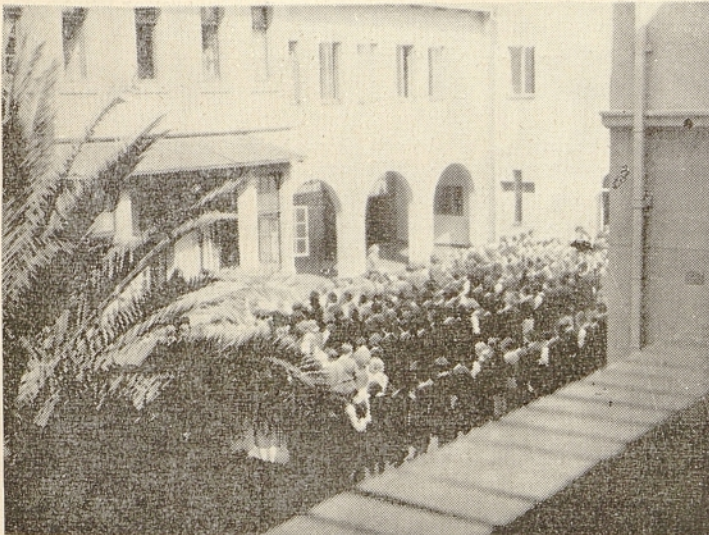
Das liebe Geld

In den Regierungsschulen brauchen die Kinder kein Schulgeld zu bezahlen. In dringenden Fällen werden sogar die Bücher gestellt. Die katholischen Privatschulen für Europäer bekommen dagegen keinerlei staatliche Unterstützung. Die Zuschüsse für die Missionsschulen unter den Schwarzen will die Regierung laut neuer Verordnung eingefrieren lassen.

Die katholischen Lehrkräfte für Weiße müssen also, um leben zu können, Schulgeld erheben. Da erhebt sich nun für viele Katholiken die große Versuchung: „Schicke deine Kinder in die Regierungsschulen, da brauchst du nichts bezahlen. Ihr katholischer Glaube ist nicht so wichtig. Sie werden ihn schon nicht verlieren.“ Diese Versuchung wird noch dadurch verstärkt, daß die Einwanderer aus Deutschland, Holland, Italien, Portugal, Belgien usw. in den ersten Jahren meist in Schulden stecken. Die neuen Möbel müssen bezahlt werden. Jede Familie möchte ihr eigenes Häuschen haben. Und von der Heimat her ist man nicht gewohnt, für die Volksschule Schulgeld zu bezahlen.

Die Schwestern und Brüder kommen den Katholiken entgegen, wo sie nur können. Viele Kinder studieren umsonst.

Schwachgläubige Katholiken läßt man wenig oder nichts bezahlen, damit sie ihre Kinder in der katholischen Schule lassen und nicht in die protestantischen Staatsschulen schicken, obwohl die katholischen Institute nicht unter Mangel an Schülern leiden. Ganz im Gegenteil! Die Nachfrage um Aufnahme ist sehr groß und zwar auch von evangelischer



Nach der Pause von 11 bis 11.20 Uhr stellen sich die Schülerinnen im Innenhof der Schule auf und singen unter Begleitung des Klaviers ein Lied zum Schutzengel oder zu Unserer Lieben Frau. Nach einem kurzen Gebet geht es wieder in die Klassen zurück. Die Unterrichtszeit dauert von 1/29 bis 2 Uhr. Samstags ist frei. (4 Aufn. W. Kühner)

Seite her. Katholische Kinder haben natürlich bei den Schulbrüdern und -schwestern den Vorzug. Wollen protestantische oder jüdische Kinder aufgenommen werden, dann müssen die Eltern zahlen und zwar das volle Schulgeld. Und sie tun es! Ein protestantischer deutscher Lehrer an der evangelischen deutschen Schule hier, die von der Regierung unterstützt wird, schickt seine Tochter in die katholische Schule zu den Ordensfrauen und zahlt, obwohl sein Kind in seiner Schule umsonst studieren könnte. Und die Kosten sind nicht gering!

Eine protestantische deutsche Familie, die aus Stuttgart stammt und die zehn Kilometer außerhalb Pretorias wohnt, schickt ihr Töchterchen zu den Loretto-schwestern in die Stadt. Warum diese Opfer an Weg und Zeit und Geld? Weil die Klosterschulen den guten Ruf haben, weit besser zu sein als die Regierungsschulen. Klosterschüler schneiden bei Prüfungen weit besser ab als solche von Regierungsschulen, und werden von Firmen und Ämtern mit Vorliebe angestellt. Das noch aus einem anderen Grund. Die Regierungsschulen vermitteln nur Wissen, pauken nur Begriffe ein, nur der Kopf wird angefüllt, nicht das Herz. Die Klosterschulen vermitteln neben dem Wissen auch Charakterbildung, erziehen zu Idealismus. Weil so viele andersgläubige Schüler zu den Brüdern und Schwestern gehen und zahlen, können diese so manches katholische Kind umsonst aufnehmen.

Ferner suchen die Klosterschulen durch Veranstaltung von Schulkonzerten Mittel zu gewinnen, um möglichst vielen katholischen Kindern die Aufnahme in ihre Anstalten zu ermöglichen und ihnen so den Glauben zu bewahren. Ein solches Konzert der vereinigten katholischen Schulen Pretorias war am 21. Mai des vergangenen Jahres abends in der Stadthalle. Der Saal mit 1500 Sitzplätzen war völlig ausverkauft. Da rückte zuerst die schottische Pfeiferkapelle der Christlichen Schulbrüder in ihren kurzen Schottenröckchen an, blies aus vollen Backen, und die Trommler ließen ihre Schlegel mit wunderbarer Gelenkigkeit über ihren Köpfen wirbeln. Dann erschienen in allen Farben schimmernde kleine Mädchen und

sangen dem von Rom zurückgekehrten Erzbischof Garner von Pretoria den Willkommgruß. Eine Prinzessin feierte Geburtstag und ihre Puppensammlung wurde lebendig. Die Puppen kamen in Kostümen aller Nationen und gratulierten nach der Weise ihres Landes. Die Japanerinnen hüpfen und verneigten sich bis zur Erde in ihren Kirschblütengewändern. Schlitzäugige Chinesinnen kamen mit seidenen Sonnenschirmen. Eskimomädchen traten auf in weißen Pelzmänteln und ebensolchen Handschuhen und Mützen. Holländerinnen klapperten in Holzschuhen daher. Die Italienerinnen zeigten viel Grazie usw. Schuberts „Ave Maria“ erklang. Tänze aus Slovenien und Portugal, „Wiener Blut“ von Strauß und „Aurora“ von Mozart hielten die Zuschauer und Zuhörer im Bann. Der allgemeine Eindruck war: Die können sich sehen lassen.

Die kalvinische Kirche

Südafrika ist das Land der vielen Sekten. Im Jahre 1949 waren bei der Regierung 993 verschiedene kirchliche Gemeinschaften eingetragen. Daneben gibt es viele andere Kirchen, die nicht anerkannt sind. Das ist eine Folge des protestantischen Grundsatzes der freien Bibelforschung.

Die Kirche der Afrikaaner-Buren ist die Dutch Reformed Church d. h. die Niederländisch-Reformierte Kirche, die aber nicht einheitlich ist, sondern verschiedene Zweige aufweist. Diese Calviner stehen praktisch hinter der Regierung, wenn auch der Calvinismus nicht formell die Staatsreligion ist.

Der katholischen Kirche sind diese Protestanten nicht besonders freundlich gesinnt. Sie sprechen von der „roomse gevaar“, der „römischen Gefahr“ von seiten der römisch-katholischen Kirche. Am 19. März des vergangenen Jahres brachte die Johannesburger Zeitung „Rand Daily Mail“, die nicht katholisch ist, einen Artikel, der viel Aufsehen erregte. Ein kalvinischer Prediger entwickelte da seine Ideen betreffs der katholischen Schulen, Hospitäler, Waisenhäuser und anderer Institute. Nach ihm sollte die Regierung die direkte Kontrolle dieser Anstalten übernehmen. Alle

Mitglieder der protestantischen Kirchen sollten sich erheben und gegen die römisch-katholische Kirche kämpfen, die angeblich die Sicherheit Südafrikas gefährdet. Andere Vorschläge gingen dahin, römisch-katholischen Priestern, Nonnen, Lehrern und Einwanderern die Einreiseerlaubnis zu verweigern. Jene, die schon im Lande sind und versuchen, die Protestanten anzugreifen oder ihre Lehre zu unterminieren, sollten sofort des Landes verwiesen werden. Einfuhr und Druck von katholischen Zeitungen und Zeitschriften, die der Verbreitung des Glaubens dienen, sollten verboten werden. Der Staat könne der protestantischen Kirche helfen, wenn er diese Vorschläge mit Gewalt durchführe.

Es hat an scharfen Antworten auf diesen Artikel nicht gefehlt, obwohl man hätte mehr erwarten dürfen. Vor mir liegt der Brief einer Jüdin an den Herausgeber der oben genannten Zeitung, worin sie die katholischen Schulen und Anstalten in Schutz nimmt, ihre Wohltätigkeit preist und ihre Selbstlosigkeit rühmt, die sich auch dort bewährt, wo Protestanten trotz ihrer reichen Geldmittel und der Unterstützung des Staates nicht helfen. Sie schließt mit den Worten:

„Nochmals: ‚Gott segne alle katholischen Anstalten wegen ihrer Opfer, die sie für die Menschheit bringen ohne Rücksicht auf Religion und finanziellen Lohn.‘“

Was die protestantischen Prediger vor allem wurmt, ist die Tatsache, daß viele ihrer eigenen Gläubigen ihre Kinder in katholische Schulen schicken und daß dann von diesen Kindern gerade die besten in die katholische Kirche übertreten. Daß auf der andern Seite auch katholische Kinder evangelische Schulen besuchen und dann protestantisch werden, scheinen sie nicht zu sehen oder ganz in Ordnung zu finden. Wo ist da die vielgepriesene Gleichberechtigung für alle?

Wir Katholiken in Südafrika arbeiten unbeirrt weiter und wissen, daß unsere Kirche nicht eine Gefahr bedeutet für dieses reiche und doch so arme Land, sondern die Rettung und Hilfe, die es braucht. Möchten doch die Glaubensbrüder in der Heimat unermüdlich weiterkämpfen für die katholische Schule und keine Opfer scheuen! Dann werden alle, die von drüben hierher kommen, gelernt haben, für ihren Glauben und die katholische Erziehung ihrer Kinder einzustehen.

P. W. K.

Priestermangel, das religiöse Problem Südamerikas

Südamerika ist ein Erdteil der Zukunft, seine Möglichkeiten und Aussichten sind fast unbegrenzt. Seine Einheit in Sprache und Kultur und auch im katholischen Glauben läßt erwarten, daß hier ein

Block von katholischen Völkern heranwächst, der in der Kirche noch eine große Rolle spielen wird. Ist ja heute schon Brasilien mit seinen 50 Millionen Katholiken der größte katholische Staat der Welt, der bereits Italien und Frankreich überflügelt hat; infolge der starken Einwanderung aus den romanischen Ländern Europas dürfte sich das Verhältnis noch mehr zu Gunsten Brasiliens verschieben. — Doch besteht in allen Ländern Südamerikas ein Problem, das die katholische Zukunft dieses Erdteils sehr in Frage stellt: es ist das Problem des akuten Priestermangels. Es besteht ein krassees Mißverhältnis zwischen Bevölkerungszahl und räumlicher Ausdehnung einerseits



In der Bischofsstadt Huánuco haben sich einige in der Indianerseelsorge tätige Patres zu kurzem, geselligem Beisammensein und zu seelsorglicher Aussprache getroffen. Es sind von links nach rechts: P. Anton Kühner, P. Georg Angst, P. Karl Nagel, P. Stephan Berger, P. Karl Wetzel.

und der Zahl der aktiv in der Seelsorge tätigen Priester andererseits. Ich will die ganze Schwere der Frage durch einige vergleichende Zahlen aufzeigen.

Die gegenwärtigen Verhältnisse

Die Lage in S ü d a m e r i k a. Man gibt augenblicklich als Gesamtzahl aller Katholiken in der Welt 420 Millionen an. Davon dürften sich in Südamerika etwa 135 Millionen befinden, also rund 32 Prozent. Die 420 Millionen Katholiken werden betreut von etwa 360 000 Priestern, von denen auf Südamerika ungefähr 24 000, also 6,6 Prozent kommen. Sollte also wie in Deutschland auf 1000 Gläubige ein Seelsorger treffen, so fehlen über 100 000 Priester.

Die Lage in P e r u. In Peru werden 8,5 Millionen Gläubige von rund 1500 Priestern betreut. Es kommt also durchschnittlich auf 5600 Gläubige ein Priester. Die Wirklichkeit sieht aber noch düsterer aus, denn man muß bedenken, daß ein Teil des Klerus in den Seminarien, Kollegien, Frauenklöstern oder bei kirchlichen Behörden angestellt ist und

Katholiken beträgt 450 000, für die 45 Priester zur Verfügung stehen. Auf 10 000 Seelen kommt also ein Priester. In Wirklichkeit kommen aber für die Seelsorgsarbeit nur 30 Priester in Betracht; denn von den 45 sind abzurechnen die Angehörigen des Domkapitels, die Geistlichen, die als Katecheten in den Kollegien von Huanuco arbeiten, und solche, die infolge Krankheit oder hohen Alters arbeitsunfähig sind. Somit treffen auf jeden der 30 Priester, die unmittelbar in der Seelsorge stehen, 18 000 Gläubige. Wenn man dann noch bedenkt, daß von den 45 Priestern der Diözese sich allein 19 in der Stadt Huanuco befinden, die rund 30 000 Einwohner hat, dann bleiben für die übrige Diözese mit 420 000 Seelen noch 26. In all diesen Berechnungen haben wir aber noch ein wichtiges Moment außer acht gelassen, nämlich die räumliche Ausdehnung der einzelnen Pfarreien und die Unwegsamkeit des gebirgigen Landes.

Und wie sieht es in meiner Pfarrei L I a t a aus? Die Pfarrei umfaßt das Gebiet von zwei politischen Provinzen, Huamliès und Maranon, Längsdurchmesser ungefähr 250 km, Seelenzahl rund



Schwer hat es der Missionär in Peru, zu seinen Seelsorgs- kindern zu gelangen. Über schwankende Brücken und steile Bergpfade geht sein Weg hinauf zu den Dörfern der Hochlandindianer. Im Bild sehen wir eine Brücke über den Huallaga, einen Nebenfluß des Amazonenstromes.

so nicht unmittelbar in der praktischen Seelsorge arbeitet.

Die Verhältnisse in der Diözese H u a n u c o (Peru). Räumlich umfaßt die Diözese ein Gebiet von 60 000 qkm, ist also etwas kleiner als Bayern. Die Zahl der

50 000, genau weiß man es nicht. Die Gläubigen verteilen sich auf wenigstens 50 Dörfer, die Einzelgehöften nicht gerechnet. Und für die Seelsorge in diesem Bezirk stehen nur drei Priester zur Verfügung. Es ist klar, daß man damit unmöglich alle Gläubigen erreichen kann. In viele Orte kommt man nur einmal im Jahr oder noch seltener. Wenn in dem vergangenen Jahr trotzdem etwa 2000 Taufen gespendet, 300 Ehen eingesegnet und mit 1100 Kindern hl. Kommunion gehalten wurde, so beweist das die Größe der geleisteten Arbeit wohl zur Genüge. Er-

schwert wird die Arbeit dann noch durch den Mangel an Wegen. Das einzige Beförderungsmittel ist das Reittier, da durch das ganze Gebiet mit einer Höhenlage von 3500 m und mehr auch nicht eine einzige mit Autos befahrbare Straße

führt. Wieviel Zeit verliert man da nur auf dem Weg, und 50 km an einem Tage zu reiten ist eine enorme Anstrengung, der nicht jeder gewachsen ist. Wie sollen wir unter diesen Umständen das Wort Gottes verkünden und die Kinder in den vielen Schulen unterrichten? Wie den Kranken und Sterbenden beistehen, die Kinder taufen und die Ehen regeln? Fürwahr, die Ernte ist riesengroß, doch der Arbeiter sind nur wenige!

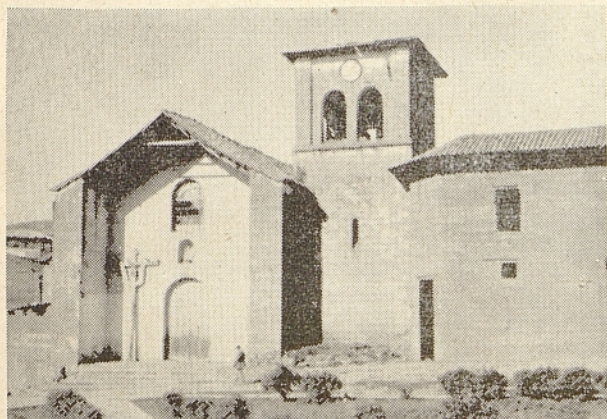
Wie es so weit kam

Bestand dieser Priestermangel schon immer? Nein. In der Zeit nach der Eroberung Perus durch die Spanier fehlte es nicht an Priestern. Mit den Konquistadoren kamen gleichzeitig die ersten Dominikanermissionäre in das Land, die den Glauben ausbreiteten. Im 17. Jahrhundert gab es bereits eine vielversprechende Anzahl einheimischer Priester. Mit der Errichtung der kirchlichen Hierarchie tauchte aber auch schon das Problem auf: die weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Dörfern, das Fehlen von Seminarien und Hochschulen, wo die angehenden Geistlichen das nötige Rüstzeug für das Leben hätten erhalten können. Im 18. Jahrhundert war die Priesterzahl noch mehr als genügend,

Dörfer und selbst kleinere, weit entfernte Ortschaften hatten ihren Pfarrer, und zusätzlich bestand noch die Aushilfe durch den Ordensklerus.

Warum und wann entstand dieser Priestermangel? Im Zuge des erwachenden nationalen Selbstbewußtseins erklärte sich auch Peru 1821 für selbständig und unabhängig vom Mutterlande Spanien. Man vertrieb alles, was spanisch war, auch die Geistlichen und die vielen Ordensleute, die aus Spanien stammten. So waren die Diözesen lange Zeit ohne jede geistliche Führung und das Volk ohne religiöse Betreuung, denn der einheimische Klerus allein reichte bei weitem nicht aus und war auch zu sehr in andere Dinge verwickelt. Wenn z. B. in der ersten Nationalversammlung ein Drittel der Abgeordneten Geistliche waren, so dürfte man das doch wohl als berufsfremde Tätigkeit bezeichnen. Die fortwährenden Revolutionen im Innern, Kriege gegen Spanien und Chile waren mit schuld am Verfall von Sitte und Moral, und so gingen die Priesterberufe zurück. Ein weiteres Moment ist folgendes: Durch besondere Privilegien der Päpste war Südamerika auch in Bezug auf die kirchlichen Belange vollkommen vom königlichen Hof in Madrid abhängig.

Diese Bande zerrissen mit der Revolution, und zu einer direkten Verbindung mit dem Heiligen Stuhl kam es nicht, einmal wegen der weiten Entfernung von Rom, dann auch wegen der kirchenfeindlichen Einstellung der vom Geist der französischen Revolution erfüllten Staatsmänner. Dreimal säkularisierte der Staat das Kirchengut; bis 1850 waren bereits 39 Klöster aufgehoben. In dieser Zeit sank die Zahl des Klerus in erschreckender Weise. Abgang durch Tod und ungenügender Nachwuchs schufen ein seelsorgerliches Mißverhältnis, das für die Bevölkerung



Pfarrkirche von Llata, einem Städtchen in den Bergen. Es zählt etwa 3500 Einwohner und liegt 3433 m hoch. Trotz dieser hohen Lage blühen während des ganzen Jahres die Rosen, aber die Nächte können empfindlich kalt werden.

einmal wegen der vielen Priester und Ordensleute, welche aus Spanien kamen, und auch wegen der bedeutenden Zahl einheimischer Priester. Alle größeren

Revolu- tion nicht ohne schwere Folgen blieb. Zu diesen Gründen kamen in der letzten Zeit noch andere: der Kommunismus mit seiner Propaganda gegen Gott, der

Protestantismus mit seiner Leugnung der kirchlichen Autorität. Dieser hat ja Südamerika zu seinem Hauptarbeitsfeld erklärt. Geldgier und Habsucht ließen den Priesterberuf weiten Kreisen der Bevölkerung als ein wenig erstrebenswertes Ziel erscheinen. Wegen des großen Mangels legte man auch bei der Zulassung zu den Weihen keinen genügend strengen Maßstab mehr an und weihte auch solche, denen die nötigen wissenschaftlichen und moralischen Eigenschaften fehlten. All das trug mit bei zur Diskriminierung des ganzen Priesterstandes. Zur Ehrenrettung Spaniens aber sei gesagt, daß die katholische Religion so stark im Herzen der südamerikanischen Völker verankert war, daß all diese mißlichen Zustände nicht den Glauben aus dem Leben dieser jungen Völker zu reißen vermochten. Spanien drückte dem



Für alle Opfer seines harten Lebens fühlt sich der Missionär reich belohnt durch die Anhänglichkeit der Indios und ihr Verlangen nach religiöser Unterweisung und nach den Gnademitteln der Kirche. Wenn der Priester kommt und ihre Kinder tauft, so ist das immer ein festliches Ereignis, und sie halten es für eine sehr große Ehre, Pate sein zu dürfen. Unser Bild zeigt drei Taufpaten mit ihren Täuflingen nach vollzogener heiliger Handlung. (4 Aufn. K. Lohr)

Kontinent das Antlitz Christi ein, und Christi Züge bleiben eingebannt in Geist und Herz Lateinamerikas.

Aufgaben für die Zukunft

Wo ist nun die Lösung des Problems zu suchen? Eine Lösung aus dem Lande selber wäre die naturgegebene, doch ist sie wohl praktisch unmöglich, wenigstens in einem ausreichenden Maße. Zwar hat sich die Situation in etwa gebessert, die Bischöfe machen große An-

strengungen, man sucht und unterstützt Priesterberufe, wo nur immer möglich; doch der Erfolg ist noch gering. Wenn man in diesem Punkt auch noch so optimistisch ist, es wird lange Zeit brauchen, um einen genügend zahlreichen Klerus zu bekommen, und während dieser Zeit könnte der Kommunismus und auch der Protestantismus entscheidende Erfolge erringen.

So muß also die Lösung des Problems vorerst aus dem Ausland kommen und zwar in der Form, daß unter Leitung des Heiligen Stuhles eine große Anzahl von missionierenden Ordensgesellschaften und auch Weltpriestern in diese Länder gehen, den Katholizismus neu beleben, die vakanten Pfarreien besetzen und reorganisieren und Priesterberufe wecken und heranzubilden. Doch wie gesagt, das ist eine Angelegenheit, die Jahrzehnte in Anspruch nimmt, und der Erfolg dürfte in den nächsten Jahren nur gering sein. In Huanuco z. B. ist in den kommenden zehn Jahren höchstens mit 10 oder 11 Neupriestern zu rechnen, was gerade genügt, um den Ausfall zu ersetzen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den übrigen Diözesen von Peru, und in den anderen Ländern Südamerikas sind die Aussichten eher noch schlechter.

Der Leser dieser Zeilen wird sich wohl überzeugt haben von der Dringlichkeit des Problems, das hier vorliegt. Gewiß geht die Kirche Gottes nicht unter, das Wort des Herrn verbürgt es uns; doch nicht zum erstenmal in der Geschichte hätte sie ganze Nationen verloren, man denke nur an Kleinasien und Nordafrika. Die Ausbreitung des Glaubens ist eine Notwendigkeit, und die Kirche erfüllt den Missionsbefehl des Herrn, doch darf man es nicht unterlassen, auch das bereits Eroberte zu unterbauen und zu erhalten. Was nützt es, hundert Heiden zu gewinnen, wenn auf der anderen Seite wegen Priestermangels Tausende verloren gehen?

Jeder von uns kann helfen durch sein Gebet, daß der Herr der Ernte diese Völker aus der gegenwärtigen schweren Krise errette; das Gebet ist mächtig und wirkt Wunder. Katholisch denken heißt auch, über der eigenen Not und der Not seines eigenen Landes die Nöte seiner Mitchristen in anderen Ländern nicht vergessen. Jeder von uns kann sodann helfen durch seine finanzielle Spende. Jede Gabe, die dazu dient, in der Heimat einen Priester auszubilden, der einmal

in Peru arbeiten wird, ist bestens angelegt, und der Herr wird sie zurückzahlen mit Zins und Zinseszinsen. Jeder junge Mensch, der in unsere Reihen eintritt, um Gottes Reich zu verteidigen, sei es als Priester oder Bruder, ist willkommen, und er wird hier ein Arbeitsfeld finden, das ihn voll und ganz ausfüllt und auch befriedigt, und der Herr der Ernte wird ihm einstens den verdienten Lohn nicht vorenthalten.

P. Lorenz Unfried, Llata (Peru)

Von römischen Hochschulen und Studenten

Wenn deutsche Pilger nach Rom kommen, dann fragen sie uns oft: „Warum sehen die Geistlichen hier so verschieden aus?“ Gewiß, hier in der Ewigen Stadt

allen kommen hier Studierende, Priester und Priesterkandidaten aus den verschiedensten Ländern zusammen. Alle studieren sie hier in einer Sprache, der „Muttersprache“ der Kirche — Lateinisch, und alle unterhalten sich hier in einer Sprache, der Sprache des Landes, in welchem sie hier leben — Italienisch. Was Wunder, wenn sie irgendwie doch auch zeigen wollen, aus welchem Lande sie nach Rom gekommen sind.

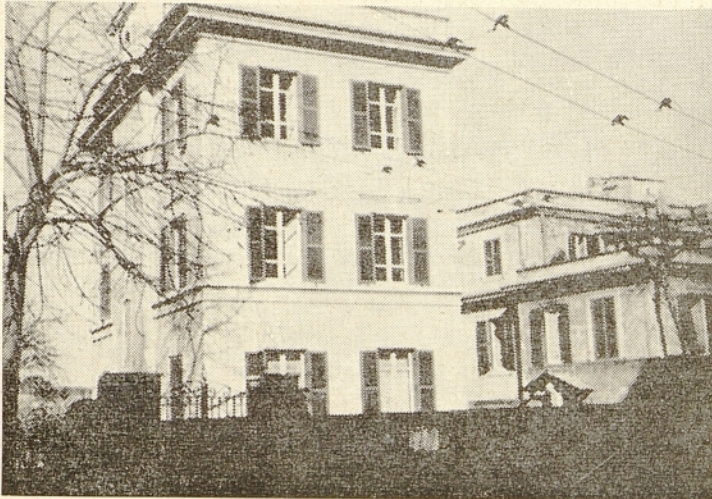


Wenn es möglich ist, nehmen unsere in die Mission reisenden Mitbrüder ihren Weg über Rom, um die Gräber der Apostelfürsten sehen zu können und womöglich den Segen des Heiligen Vaters für ihre kommende Missionsarbeit zu empfangen. — Hier steht auf dem Petersplatz P. Günter Brosig, der im Februar 1953 nach Südafrika abgereist ist.

gibt es viele Ordensgenossenschaften, die in Deutschland unbekannt sind und deren Trachten uns darum fremd und seltsam vorkommen. Aber nicht darum geht es hier. Man sieht in Rom auch viele Geistliche, die genau gekleidet sind wie die römischen Weltpriester, aber irgend etwas in der Farbe anders haben. Rom ist eine Stadt, in welcher sich alle Nationen des Erdkreises begegnen. Vor

dem meisten fallen in Rom die Studenten des deutschen Kollegs, des Germanikums, auf. Das weiß jeder zu berichten, wenn er eine Romfahrt gemacht hat. Sie tragen knallrote Talare und ein schwarzes Zingulum. Deshalb nennen sie die Römer auch die „gekochten Krebse“. Das Germanikum ist das älteste ausländische Kolleg in Rom und konnte 1952 seine Vierhundertjahrfeier begehen. Der jetzige Bau, ein hochmodernes Gebäude mit neun Stockwerken, wurde erst während des letzten Krieges gebaut. Es ist ein gewaltiger Häuserblock, dessen Außenseite ganz ausgefüllt ist mit modernsten

Geschäftsräumen, deren Vermietung zum Unterhalt des Kollegs beiträgt. So ist das eigentliche Kolleg ganz nach innen gekehrt und macht einen klösterlichen Eindruck, trotz des nahen Getriebes der Weltstadt. Zur Zeit wohnen in diesem Kolleg 110 Studenten aus allen Ländern des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation — aus Deutschland,



1950 erwarb unsere Kongregation in Rom das nebenstehende Haus. Es liegt ganz nahe am Vatikan. Hier wohnen P. Generalprokurator Alois Wilfling und P. Adalbert Mohn, der Verfasser dieses Artikels.

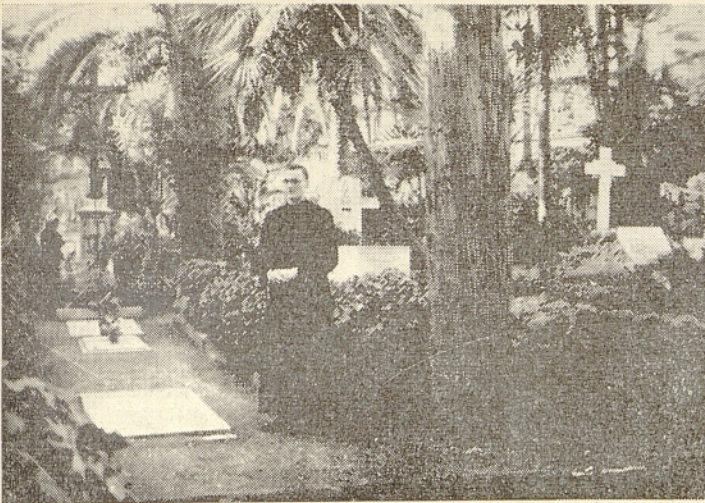
Österreich, der Schweiz, Luxemburg, Ungarn, Jugoslawien und Südtirol. Der Muttersprache nach sind es Deutsche, Ungarn, Italiener, Slowenen und Kroaten. So bietet schon unser deutsches Kolleg in Rom ein Bild von der Übernationalität der Kirche.

Die Germaniker studieren an der päpstlichen Jesuitenuniversität, der Gregoriana, die im vergangenen Jahre ihr 400jähriges Bestehen feierte. An ihr studieren Priester und Priesterkandidaten aus 64 Ländern. Aus Deutschland sind es etwa 130. Wenn man zufällig in der Pause die Studenten sieht, wie sie auf dem Vorplatz der Universität, der Piazza della Pilotta, ein wenig frische Luft schöpfen, fallen einem unsere Germaniker natürlich zuerst auf. Aber man sieht dort auch Studenten in violetten Talaren mit dunkelroten Zingulen — das sind die Schotten. Dunkelblaue Talare und dunkelrote Zingulen tragen die Griechen. Die meisten aber tragen normale schwarze

Talare und unterscheiden sich nur durch die Zingula. So tragen alle Spanier, kommen sie nun aus Mittel- oder Südamerika, von den Philippinen oder aus Spanien selber, kornblumenblaue Zingulen. Hellgrüne mit zarten, gelben Streifen tragen die Brasilianer, dunkelgrüne mit roten Streifen die Portugiesen, ein rot-schwarzrotes die Belgier, ein olivgrünes die Polen, dunkelrote Zingula u. blaue Talarknöpfe die Nordamerikaner, und die Franzosen tragen ein schwarzes Zingulum, lassen es dafür aber auf dem Rücken herunterhängen. Die Armenier, die in der Nähe des Germanikums ihr Kolleg haben, haben genau umgekehrte Tracht wie die Germaniker, nämlich einen schwarzen Talar und ein knallrotes Zingulum. So sieht man nicht nur an der Hautfarbe und den Gesichtszügen der

einzelnen Studenten, sondern auch an ihrer Kleidung, aus welchen Ländern sie kommen. Diese Unterscheidungsmerkmale tragen aber nur die Weltpriester und die, die es werden wollen, nicht die Ordensleute. Diese tragen, ganz gleich aus welchem Land sie kommen, nur ihr Ordenskleid.

Die Gregoriana, die päpstliche Jesuitenuniversität, ist die Hauptuniversität der sieben katholischen Universitäten in Rom. An ihr studieren fast 2400 Geistliche. Außerdem haben auch die Dominikaner, die Franziskaner und die Benediktiner eine eigene Universität. Für die Studenten aus den Heidenländern ist vor allem die Propagandauniversität bestimmt, für den italienischen Klerus vor allem die Lateranuniversität, und schließlich kommt noch als kleinste dieser sieben das Päpstliche Bibelinstitut, die einzige Universität der Welt, die sich nur mit dem Studium der Heiligen Schrift und verwandten Fächern beschäftigt.



P. Günter Brosig auf dem deutschen Friedhof Campo Santo, der unmittelbar bei der Peterskirche liegt. (3 Aufn. A. Mohn)

Nach der Gregoriana interessiert uns wohl am meisten die Universität der Propaganda. Sie liegt auf dem Janikulus, einem Hügel ganz in der Nähe von St. Peter. Auf ihm liegt weithin sichtbar der schöne, neuzeitliche Bau des Propandakollegs, in welchem mehrere hundert Studenten aus den Missionsländern wohnen. Sie tragen — ähnlich wie die Armenier — schwarze Talare und ein rotes Zingulum. Es sind alles freundliche und liebe Kerle. Man begegnet ihnen oft in den Straßen der Stadt, dann grüßen sie immer sehr freundlich. Die Römer sind schon gewohnt, sie am Altare zu sehen, denn sie müssen in dieser Stadt unzähliger Kirchen oft Aushilfen übernehmen. Ich feiere alljährlich mit manchen von ihnen zusammen die Karliturgie in einem Vinzenterinnenkloster. Die Schwestern sind Italienerinnen und Französinen, ihr Seelsorger ist der slowenische Rundfunksprecher vom Vatikansender, seit zwei Jahren mache ich in diesem Konvent immer den Diakon bei allen festlichen Anlässen. Da wir beiden allein natürlich für die Festlichkeiten nicht ausreichen, holen wir uns die notwendige Verstärkung immer von der Propaganda. So haben wir die Liturgie dort schon gefeiert zusammen mit zwei Chinesen, einem Koreaner, einem Australier, einem Inder, einem Südafrikaner und einem Schwarzen aus Nigerien und anderen mehr. Da ist dann solch ein feierlicher Gottesdienst ein le-

gendiges Abbild der Universalität der Kirche. Die Römer nehmen das alles mit großer Selbstverständlichkeit hin. — Ihnen ist es ganz gleich, ob ein weißer oder ein schwarzer Priester die heilige Kommunion austeilt oder Beicht hört. In dieser Beziehung ist Rom im Vollsinn des Wortes eine „katholische“ Stadt. Schön erlebt man diese Katholizität der Kirche auch immer an jedem Quatembernsamstag in Rom. Dann finden in der Lateranbasilika und anderen Kirchen der Stadt immer viele heilige Weihen statt. In Deutschland erlebt man kaum irgendwo die Priesterweihe in Verbindung mit den vorausgehenden sechs Weihen. Hier aber finden gewöhnlich immer alle sieben Weihen zusammen statt, so daß immer eine ganz ansehnliche Schar von Weihekandidaten die einzelnen Weihen empfängt. Die Neupriester haben, wenn sie gemeinsam mit dem Weihenden Bischof ihr Erstlingsopfer feiern, gewöhnlich immer einen Priester aus ihrer Heimat zur Seite, der ihnen behilflich ist beim Aufschlagen der Gebete im Meßbuch. So erlebte ich am Quatembernsamstag im Advent 1951 eine große Priesterweihe in der Lateranbasilika, darunter die eines mir befreundeten Polen und eines Schwarzen aus dem ehemaligen Deutsch-Kamerun. Beide hatten einen Priester aus ihrer Heimat als Assistenten. Sonst sieht man aber nicht viele Zuschauer bei diesem heiligen Schauspiel, denn aus der Heimat der Weihekandidaten kann oft niemand kommen. Und die Weltstadt mit ihrer Unruhe und ihrem Lärm hat wenig Zeit für dieses heilige Geschehen, so daß sich alles ganz in der Stille abspielt. Und doch ist solch eine Priesterweihe viel ergreifender als in der Heimat, wo so vieles den Weihekandidaten und seine Angehörigen vom Wesentlichen ablenkt.

Nicht weit vom Propagandakolleg erhebt sich seit einigen Monaten ein gewaltiger Neubau. Er ist bestimmt für die Theologiestudenten der Vereinigten Staaten. In ihrem alten Kolleg bei der Gregoriana haben nur 150 Studenten Platz. Hier sollen weitere 300 Priesterkandidaten für die Dauer ihres Studiums in Rom eine Heimat finden. Der Heilige Vater selbst weihte das neue Kolleg im Oktober des verflossenen Jahres ein. An der feierlichen Zeremonie nahmen 15 Kardinäle teil, unter ihnen drei aus den Vereinigten Staaten. Ferner waren anwesend 33 Erzbischöfe und Bischöfe der nordamerikanischen Diözesen, mehr als hundert amerikanische Geistliche, Mitglieder der amerikanischen Kolonie in Rom, die höchsten Persönlichkeiten der römischen Kurie und die Mitglieder des diplomatischen Korps. Die Einweihung des neuen Kollegs durch Papst Pius XII. wurde als besonderer Gunsterweis für die Kirche in den Vereinigten Staaten gewertet.

Nicht weit von diesem mächtigen Neubau befindet sich auch das Petrus-Kolleg, wo Priester aus den Missionsländern hier in Rom ihre Studien fortsetzen. Am meisten gefallen uns dort wie überall die Schwarzen. Wenn sie einmal sehr lachen müssen, halten sie sich immer schnell die Hand vor den Mund, weil man sonst zu sehr ihre blanken Zähne sieht. Anscheinend haben sie Angst, daß man sie noch für Menschenfresser halten könnte. Wir bösen Weißen erzählen ihnen deshalb gerne einen Witz, um uns dann jedesmal an der blitzschnellen Handbewegung zu erfreuen, die die weißen Zähne vor unseren neugierigen Blicken verbirgt.

So gibt es in Rom eine ganze Reihe von Studienhäusern, die entweder Seminarien oder Kollegien heißen. Viele von ihnen sind sogenannte „päpstliche“

Kollegien. Die Insassen dieser päpstlichen Kollegien tragen einen Umhang mit zwei herabwehenden langen Bändern, um damit ihre Abhängigkeit vom Apostolischen Stuhl anzudeuten. Und wie die einzelnen Nationen ihre Kollegien in Rom haben, haben sie auch ihre Nationalkirchen, wo die Angehörigen dieser Länder in Rom ihre seelsorgliche Betreuung in der Muttersprache erhalten. Die deutsche Nationalkirche trägt den Namen Santa Maria dell'Anima und ist geweiht der Muttergottes als der Schutzfrau der Armen Seelen. Die deutsche Pfarrei in Rom zählt etwa 600 Seelen. Dieser deutschen Pfarrkirche ist auch ein zweites deutsches Kolleg in Rom, das Animakolleg, angegliedert. Außerdem gibt es noch ein drittes deutsches Kolleg, das ganz in der Nähe der Peterskirche am deutschen Friedhof, dem schönsten Friedhof von ganz Rom, dem Campo Santo liegt. Im Germanikum geht es am strengsten zu, weshalb man dessen Insassen die „leidende Kirche“ nennt. Die Studenten der Anima können durch erhöhten Einsatz schon etwas mehr Freiheit erhalten, weshalb man sie die „streitende Kirche“ nennt. Am Campo Santo vollends haben die braven Studenten nichts mehr auszusetzen, weshalb man sie die „triumphierende Kirche“ nennt.

So haben alle Völker in Rom ihre Heimstätten, ob sie nun durch eine lange Geschichte mit der römischen Kirche verbunden sind wie unser deutsches Volk oder erst in jüngster Vergangenheit ihre Erstlinge der Kirche schenkten. Alle Stämme und Nationen haben hier ihre Heimat und ihren Mittelpunkt, hier beim Stellvertreter Christi auf Erden, hier am Grabe des Apostelfürsten, des heiligen Petrus, auf den Christus seine weltweite katholische Kirche gebaut hat.

P. Adalbert Mohn M.F.S.C. Rom

Unser Missionsseminar St. Josef, Ellwangen

Der Ausbildungsgang der meisten Missionare beginnt mit dem Eintritt in ein Missionsseminar. Diese Seminare sammeln die Buben, die Missionspriester werden wollen, erziehen sie zu charaktervollen Menschen, entwickeln ihre gu-

ten Anlagen, sorgen für ihre schulische Ausbildung — kurz, sie legen den Grund für die endgültige Formung des Priester-Missionars im Noviziat und Scholastikat.

Unsere Kongregation besitzt vier solcher Anstalten. Die folgenden Zeilen

wollen zusammen mit den beigegebenen Bildern die Leser bekannt machen mit unserem Missionsseminar St. Josef, Ellwangen, Württemberg.

Dieses Seminar wurde 1926 gegründet und mit den 32 Schülern bevölkert, die bis dahin im provisorischen Seminar im nahen Schrezheim untergebracht waren. In wenigen Jahren war die Zahl von 109 Missionsschülern erreicht, aber dann begann sich der verderbliche Einfluß des Dritten Reiches immer mehr auszuwirken. 1940 mußte das Haus geräumt werden, in den letzten Kriegstagen wurde es zerstört. Die Gebefreudigkeit unserer Wohltäter machte es möglich, das Haus nach neuen Plänen wieder aufzubauen und im

in der Liebfrauenkapelle der Stiftskirche die Gebeine des Jesuitenpaters Philipp Jeningen ruhen, dessen baldige Seligsprechung erwartet wird, bis zum bekannten Marienheiligum auf dem Schönenberg. — Das Innere des Hauses weist geräumige Studier- und Schlafsäle auf, einen stimmungsvollen Speisesaal, ferner Theatersaal, Krankenzimmer, Musikzimmer, Bastelzimmer, ein Duschbad und, nicht zu vergessen, eine modern eingerichtete Küche. Hinter dem Haus grunzen in der einen Ecke die Schweine, in der andern gackern die Hühner. Die Kapelle mit schlankem Türmchen ist an das Haus angebaut. Sie ist auch von außen zugänglich.



Eine Gruppe unserer Seminaristen

Manche Leser werden sich für den Tagesablauf in einem solchen Hause interessieren. Darum werfen wir zunächst einen Blick auf den Werktagsstundenplan: 5.50 Uhr Aufstehen (Sommer wie Winter), waschen, Morgengebet, hl. Messe, Frühstück; 7.30 bis 12.10 Uhr Unterricht am Gymnasium, anschließend Mittagessen und Erholung; 1.45 Uhr Studium, 3.30 Uhr Kaffee und Erholung; 4.45 bis 6.40 Uhr wieder Studium, dann Rosenkranz, Abendessen, Erholung;

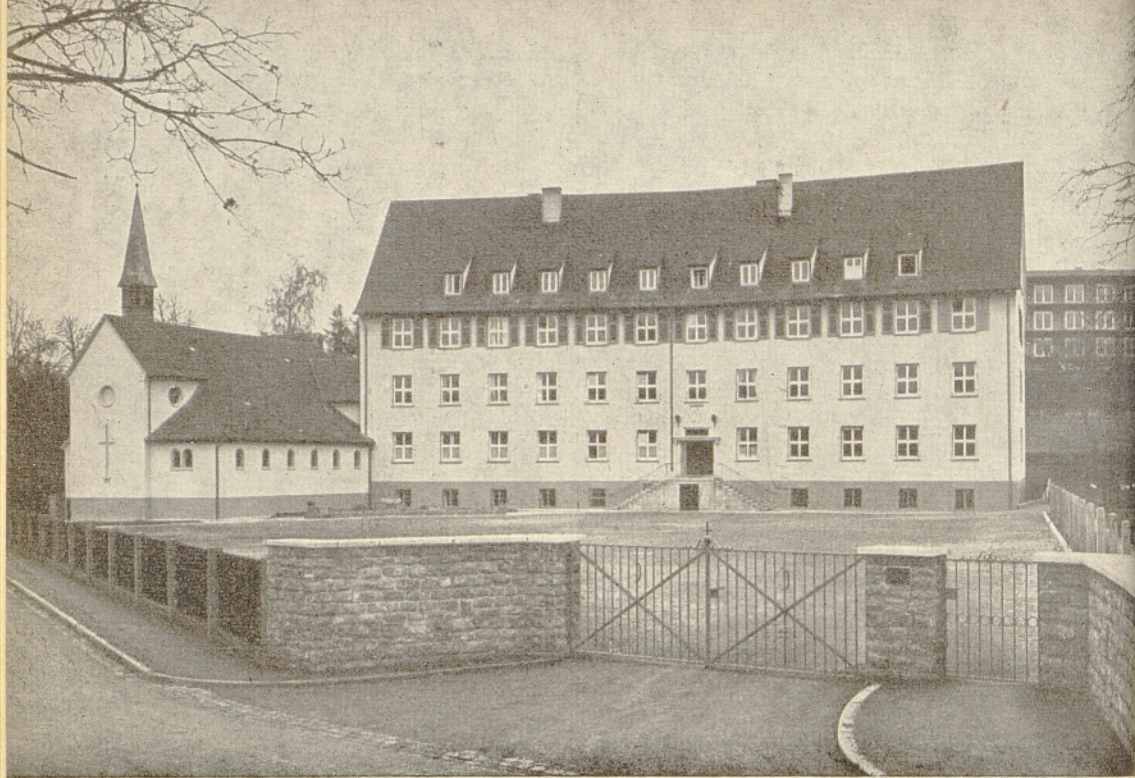
März 1952 einzuweihen und zu beziehen.

Es beherbergt gegenwärtig 130 Missionsschüler, die betreut werden von P. Direktor Hermann Bauer und den beiden Präfekten P. Alois Hügel und P. Albrecht Wintermantel. Für die materiellen Belange des Hauses sorgt P. Verwalter Anton Fichtner, dem auch die geschmackvolle Anlage von Hof und Garten zu danken ist; unterstützt wird er von Bruder Peter und vier Anna-Schwestern. Zum Unterricht besuchen die Jungen das neunklassige Gymnasium der Stadt.

Das Seminar liegt sehr günstig, nahe der Stadtmitte und der Schule, doch außerhalb des Verkehrslärms; der Blick schweift über die türmreiche Stadt, wo

um 8 Uhr ist in der Kapelle gemeinsames Nachtgebet mit anschließender geistlicher Lesung für die oberen Klassen (die andern hatten sie schon am Nachmittag). — Abends besuchen nicht wenige die Kurse der Volkshochschule, die Veranstaltungen des Stiftsbundes, die Aufführungen der Theatergemeinde oder sehen sich einen von der Leitung des Gymnasiums oder des Seminars empfohlenen Film an.

Der Samstagnachmittag ist vor allem der Erholung und der Ausbildung in Gesang und Musik gewidmet. Am Abend erhalten die Schüler in drei altersmäßig zusammengefaßten Gruppen eine Unterweisung, die manchmal die Form einer



Das Missionsseminar St. Josef in Ellwangen

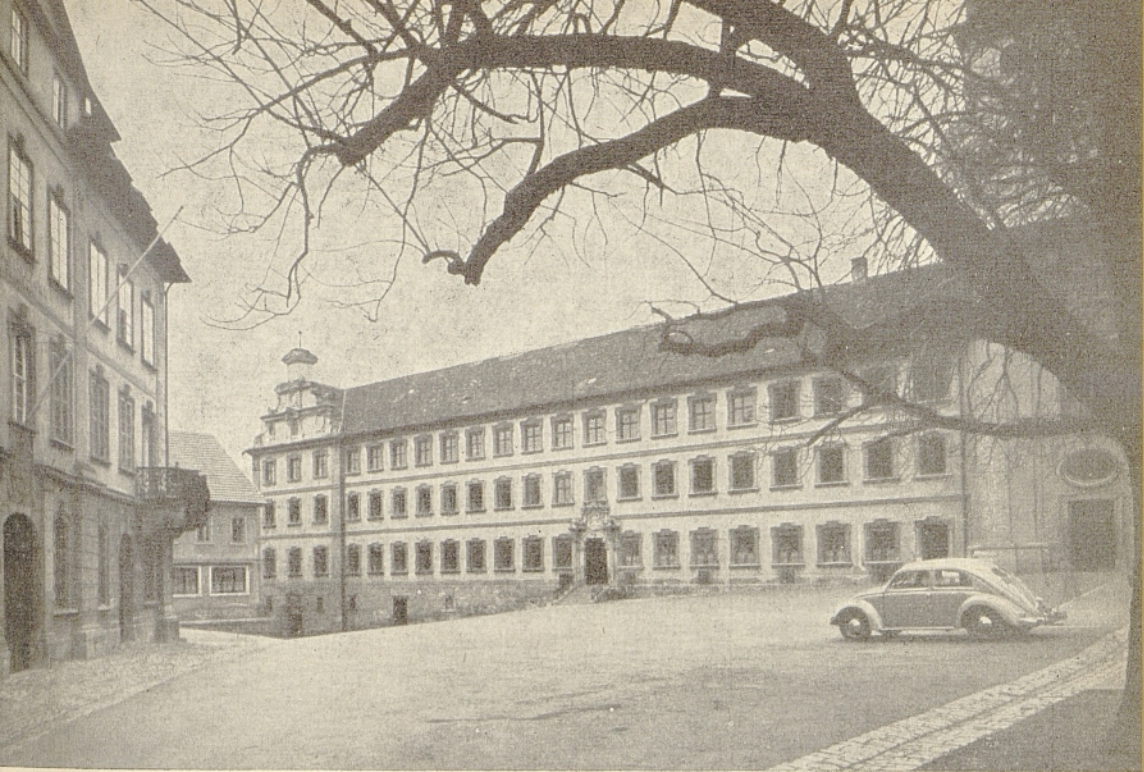
zwanglosen Aussprache annimmt; bei den oberen Klassen geht es vor allem um Charakterbildung, Berufsfragen und religiöse Vertiefung, in den Mittelklassen um Lebenskunde, bei den unteren Jahrgängen um Hausordnung, Umgangsformen und dergleichen. Zur Einstimmung auf den Sonntag wird als Nachtgebet die Komplet gesungen. Am Sonntag dürfen die Jungen länger schlafen. Der Gottesdienst wird mit besonderer Feierlichkeit gehalten. Vormittags ist neben Studium freie Zeit. Nachmittags können sie bis 5 Uhr ausfliegen; dann eine Stunde Studium, und um 6.30 Uhr Andacht.

Die Grundsätze, die der Erziehung in diesem Hause zugrunde liegen, ergeben sich aus den Erfordernissen des späteren Berufs als Priester und Missionar. Vor allem wird das Interesse an den großen Missionsaufgaben der Kirche gepflegt. Jeder Monat weist einen eigenen Missionstag auf: Am Vorabend führt P. Direktor in die jeweilige Missionsgebetsmeinung ein, die zuweilen von den Schülern schon vorher zum Thema eingehen-

den Studiums oder eines zeichnerischen Wettbewerbs mit Preisverteilung gemacht wird. Der Tag selbst wird mit der Messe von der Verbreitung des Glaubens, mit eigenen Gebeten und Liedern, eingeleitet; das Sinnen und Denken, das Beten und Opfern des ganzen Tages gehört dem betreffenden Missionsanliegen. Eine Missionsandacht beschließt den Tag.

Die zukünftigen Missionare werden im Geiste schlichter, aber kerniger Frömmigkeit erzogen. Darum ist die Kapelle der Mittelpunkt des täglichen Lebens, und häufig findet man dort einen stillen Beter zu kurzem Besuch. Fast jeder hat sich das Jugendbrevier von Kunkel angeschafft; daraus werden, täglich wechselnd, gemeinsam das Morgen- und Abendgebet. Jedes Jahr im Herbst machen Groß und Klein dreitägige Exerzitien.

Die Seminaristen werden mit zunehmendem Alter zu Verantwortung und Selbständigkeit erzogen, nach dem Rat eines erfahrenen Erziehers: „Übertrage möglichst früh einem jungen Menschen eine Verantwortung. Das wird die Ge-



Gymnasium der Stadt Ellwangen (Jagst). (4 Aufn. Archiv)

burtsstunde seiner Selbständigkeit.“ Daher gibt es im Haus zahlreiche Ämter und Ämtchen: Einer ist Sakristan, ein anderer Organist; einer verkauft die kleinen Dinge des täglichen Bedarfs, andere führen die Aufsicht in den Studier- und Schlafsälen, kontrollieren vor dem Gang zur Schule die Kleider, verwalten die Bibliothek, stellen die jeweiligen Namenstagskinder fest, damit sie gebührend gefeiert werden, sind verantwortlich für Spiel und Sport. Diese Ämter werden halbjährlich umbesetzt, so daß jeder lernen kann, verantwortlich für andere zu sorgen und selbständig Entscheidungen zu treffen, um so im späteren Beruf auch schwierigere Aufgaben meistern zu können. Daher werden die Buben auch nicht ängstlich von der Außenwelt abgeschlossen, sondern kommen mit den Menschen in vielfache Berührung und können sich so in ihren Grundsätzen befestigen.

Besonderes Augenmerk richtet man auf die Erziehung zur Ehrfurcht, weil es ohne sie keinen wertvollen Menschen gibt: zur Ehrfurcht vor allem Religiösen,

vor dem menschlichen Leib, der Natur, zur Achtung gegenüber den Vorgesetzten und allen Menschen. Schließlich wird in Hinsicht auf das Gemeinschaftsleben großer Wert gelegt auf Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme und harmonisches Zusammenleben. Für Selbstsucht ist in diesem Hause kein Platz. In einer solchen Familiengemeinschaft verlieren sich viele Eigenheiten und Unebenheiten, die sich später störend auswirken würden, von selbst.

Für die Ausbildung in Gesang und Musik sorgt Kirchenmusikdirektor Eberhard Bonitz, Ellwangen. Im Bastelzimmer wird der praktische Sinn geweckt und ausgebildet; eine Gruppe der Jüngsten baut eine Weihnachtskrippe; einer ist in seine Laubsägearbeit vertieft; andere wagen gar ein Rundfunkgerät oder ein Segelflugmodell. Bei trockenem Wetter spielen sie auf dem Platz vor dem Haus, aber mancher betreut im Garten „sein“ Blumenbeet. Das Seminar hat eine eigene Fußballmannschaft, die schon manchen Lorbeer heimgebracht hat. Viel Leben kommt ins Haus durch die mehrmals im

Jahr stattfindenden Theaterabende, wobei Lehrer und sonstige Freunde aus der Stadt willkommene Gäste sind. Ein besonders freudiges Ereignis bilden die Besuche von Missionaren, die während ihres Heimaturlaubes dem jungen Volk einen Besuch abstatten, und es durch Berichte und Lichtbilder mit der Missionsarbeit vertraut machen.

Das Gymnasium, das unsere Seminaristen besuchen, zählt gegenwärtig zu-



P. Hermann Bauer, seit 1929 Direktor des Missionsseminars St. Josef

sammen mit der Oberschule (Realschule) 750 Schüler. Es hat einen guten Namen durch die gediegene Bildung, die es seit je vermittelt. Zwischen dieser Schule und unserm Seminar herrschte schon immer ein ausgezeichnetes Verhältnis. Das Schuljahr beginnt nach Ostern. Die Anmeldung für die Aufnahme in die erste Klasse muß bis Weihnachten erfolgen. Die Aufnahme ist aber nur möglich, wenn der Bub am kommenden 1. Mai noch nicht 12 Jahre alt ist und wenn er noch nicht das 6. Jahr der Volksschule besucht hat. Durch diese Bestimmung wird erreicht, daß die Schüler der einzelnen Klassen möglichst gleich alt sind und so erfolgreicher unterrichtet werden können. Das hat aber auch den Nachteil,

daß viele Buben, besonders vom Land, nicht mehr angenommen werden können, zumal es wegen Arbeitsüberlastung nur noch wenigen Pfarrern möglich ist, durch Vorbereitungsunterricht den Eintritt in eine höhere Klasse zu ermöglichen. Die Leitung des Gymnasiums läßt aber in entgegenkommender Weise jederzeit, auch während des Jahres, Schüler zur Aufnahmeprüfung zu, wenn sie durch Privatunterricht für den Eintritt in die ihrem Alter entsprechende Klasse vorbereitet sind. Daher kann die Aufnahme in unser Seminar jederzeit erfolgen: die Patres geben den nötigen Unterricht. Ähnlich verhält es sich mit Schülern, die von einer Schule mit anderem Lehrplan kommen und Latein nachholen müssen. Bei der Aufnahmeprüfung in die 2. und 3. Klasse wird nur in Deutsch, Latein und Rechnen geprüft. Ferien sind zu Ostern, Pfingsten, im Sommer (Hauptferien), auf Allerheiligen und Weihnachten; unsere Missionsschüler verbringen sie bei ihren Angehörigen zu Hause. Seit einigen Jahren beziehen die Klassen 4 und 8 des Gymnasiums im Sommer unter Leitung eines Lehrers für 14 Tage ein Schullandheim in besonders ausgesuchter Gegend zu Erholung und naturnahe Unterricht.

Hat der Schüler die neun Klassen erfolgreich durchlaufen und sich endgültig für den Missionspriester-Beruf entschieden, und sind auch seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden, dann übersiedelt er in unser Missionshaus in Bamberg. Nach kurzer Probezeit wird er durch die Einkleidung ins zweijährige Noviziat aufgenommen. Schon im zweiten Jahr beginnt er mit dem fünfjährigen Studium der Philosophie und Theologie an der dortigen Hochschule. Nach Beendigung dieses Studiums, oder schon nach dem 4. Jahr, empfängt er die Priesterweihe. Und dann kommt der langersehnte Tag seiner Aussendung in eines unserer Missionsgebiete, oder er findet in einem unserer Missionshäuser in der Heimat Verwendung.

E. S.

Königsranze und Kreuz

Geschichtliche Erzählung von Br. August Cagol

Der Überfall

Die gebildete Welt schrieb das Jahr 1861. Im Lande der wilden Schillukneger befand man sich im „Rudo“, der kühleren Jahreszeit. Stetiger Nordwind strich über das mit mannshohem Grase bestandene Land am Weißen Nil dahin, dessen sumpfgeschwängerte Wasser trübe und träge nordwärts gleiten. Seit drei Monaten hatten die Regen aufgehört, der Fluß war im Fallen, und seine Seitenwässer trockneten allmählich aus. Auf einem schmalen Landstrich von wenig mehr als tausend Metern folgen die Dörfer sich am linken Stromufer in kurzen Abständen in fast ununterbrochener Kette, verbunden durch schmale, gewundene Fußwege.

Auf einem dieser Pfade, der vom großen Dorfe A k u r u a r zum kleinen Dorfe A b u r führt, schreitet ein etwa 13jähriges Schillukmädchen dahin. Bekleidet ist es außer mit einem Hüftenschurz mit einem Antilopenfell, dessen Beinzüpfel im Takte des Wanderns um seinen Körper schlagen. In den Ohren stecken spannlange, goldfarbige Strohstengel, die sich bei jedem Schritte hin- und herbewegen und im Scheine der vollen Nachmittagsonne ein flimmerndes Lichtspiel erzeugen. Um die Hand- und Fußgelenke trägt das leichtfüßige Kind der Wildnis glatte, glänzende Eisenringe und oberhalb der Handgelenkringe dichte Gewinde von grünen Glasperlen, die einen angenehmen Farbenton im Gegensatz zur schwarzbraunen Hautfarbe bilden. Das junge Menschenkind befand sich in der heitersten Laune. In den nächsten Tagen sollte ein großer Volkstanz stattfinden, und A d o r, so war sein Name, sollte zum ersten Male daran teilnehmen und durch die Teilnahme an dieser wichtigen öffentlichen Handlung die Anerkennung der Volljährigkeit und Heiratsfähigkeit erlangen. Schon seit dem letzten Rudo war Adors ganzes Sinnen und Trachten auf dieses Ereignis gerichtet. Nun eilte sie in das kleine Nachbardorf, um dort noch einiges mit ihrer Freundin N j i k a i a zu besprechen.

Das Mädchen trat aus dem hohen Stepengras hervor; vor ihm lag das Dorf Abur. Tiefer Friede war darüber ausgegossen. Nur vereinzeltes Geklaff der roten Hunde und das Krähen der kleinen Hühnerhähne waren zu vernehmen. Ador näherte sich dem Mattenzaun, der die elterliche Behausung ihrer Freundin umschloß, und betrat durch den schmalen Zugang den vor der Wohnhütte liegenden kleinen Hof. Vor dem rundlichen Eingangsloch in der Hüttenmauer kauerte Njikaia am Boden, damit beschäftigt, getrocknetes Nilpferdfleisch in mundgerechte Stücke zu schneiden, wozu sie sich eines Lanzenblattes bediente. Beim unerwarteten Anblick ihrer Freundin ließ sie sogleich alles liegen und stehen und sprang auf, der Besucherin den landesüblichen Willkommgruß zu bieten: „Du bist gekommen; der große Geist hat dich hergeführt.“ Njikaias Tracht glich derjenigen Adors, außer daß sie auch Messingringe in den Ohren trug. Während der Begrüßung der beiden Freundinnen wurde der kahlgeschorene Kopf einer verblühten Frau im Hütteneingang sichtbar, der Mutter Njikaias. Nach Begrüßung der jungen Besucherin nahm sie ihre Kocharbeit im Innern der Wohnhütte wieder auf, während die beiden jungen Mädchen sich im Kal (Hofraum) zu vertraulicher Aussprache am Boden niederließen.

Inzwischen näherte sich die Sonne dem westlichen Gesichtskreis. Das Brüllen der Rinder zeigte die Heimkehr der Viehherde des Dorfes an, die von der männlichen Bevölkerung in den großen Stallhütten untergebracht wurde.

Die Hausfrau hatte den steifen Durra-
brei gekocht und das Fleisch in der üblichen Sesamöltunke bereitet. Nachdem das Vieh versorgt war, betreten A d j a k, der Vater Njikaias sowie deren älterer und jüngerer Bruder den Hof, alle in dunkler, einfachster Adamstracht, wie es eben Stammesbrauch war. Der Vater, ein Mann in den besten Jahren, hatte in langjähriger Pflege sein filziges Haupthaar so aufgerichtet, daß es die Form einer großen Scheibe angenommen hatte

und den Kopf wie einen dunklen Heiligenschein umgab. Dem Geschmack Luongs, des älteren Sohnes, entsprach es, in seinem Haarputz den Riesenkamm eines Hahnes wiederzugeben. Der kleine Akwetsch, der dem schönen Geschlecht offenbar noch nicht zu gefallen suchte, ließ sein Knabenhaar noch so filzig wachsen, wie Mutter Natur es ihm gegeben. Der Mann trug an beiden Oberarmen je einen Elfenbeinring, der bei dem Jüngling durch eng aneinander liegende Ringe aus gedrehten Pflanzenfasern ersetzt war. Beim Eintritt in den Hof zollte weder der Vater, noch der jüngere Sohn dem weiblichen Besuch die geringste Beachtung. Ersterer ließ sich ohne Verzug vor den beiden dampfenden Schüsseln nieder, die die Hausfrau

spiel. Dann sprachen beide ernsthaft den Schüsseln zu, sich unter tiefem Schweigen der Mahlzeit widmend, bis sowohl der Inhalt der Schüsseln wie ihre Eblust abnahmen. Endlich waren sie befriedigt und leckten abschließend die Finger ab. Wieder erschien Njikaia mit Wasser, und beide Männer wuschen von neuem die Finger und spülten den Mund. Dann erst kam eine Unterhaltung in Fluß.

Die weiblichen Personen hatten inzwischen die Schüsseln ins Innere der Hütte getragen, wo nun sie und der Knabe Mahlzeit hielten, an der Ador als selbstverständlicher Gast teilnahm. Mit den Männern gemeinsam zu essen wäre für weibliche Personen und Kinder ein grober Verstoß gegen gute Schilluk-sitte gewesen.



Schilluk-Krieger (Archiv)

auf dem Boden bereit gestellt hatte. Nur das Auge Luongs ruhte mit unverkennbarem Wohlgefallen auf der gut entwickelten Gestalt der jungen Besucherin.

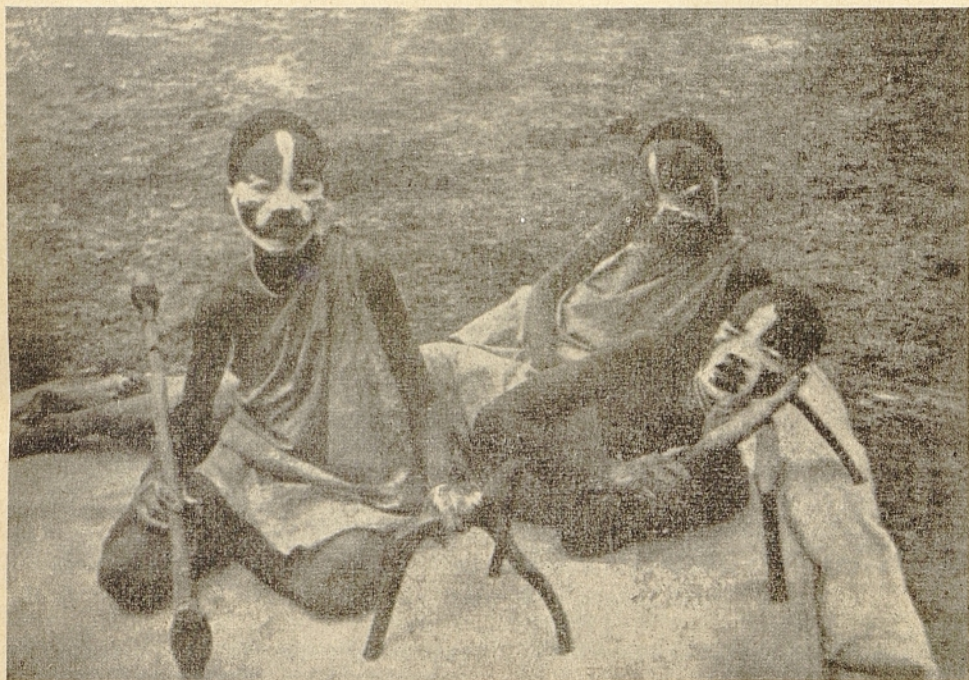
Inzwischen eilte Njikaia mit einer Kürbisschale Wasser herbei, ließ sich auf beide Knie nieder und hielt sie dem Vater hin. Dieser nahm einen tüchtigen Schluck Wasser, spülte den Mund und spie dann das Wasser mit großer Fertigkeit in weitem Bogen von sich; dann wusch er sich die Hände und schlenkerte sie ab. Sein Ältester folgte seinem Bei-

Nach der Mahlzeit begaben die Männer sich zur Abendunterhaltung auf den Dorfplatz, in dessen Mitte der gegabelte Stamm einer großen Dompalme mit rauschender Fächerkrone aufragte. Hier war es bereits lebendig; man hörte Trommelschlag, Lachen und Singen. Einige Alte hatten sich würdevoll auf kleinen, mitgebrachten Schemeln niedergelassen, und rauchend sprachen sie die Tagesneuigkeiten durch. Die Jünglinge standen in einer Gruppe beisammen und unterhielten sich auf lebhaftere Weise. Unter dem

Dorfbaum saßen zwei halbwüchsige Burschen, die abwechselnd oder gleichzeitig die große, fellbespannte Trommel bearbeiteten. Unerwartet tauchte die verspätete Gestalt eines jungen Schilluk auf, der nicht zum Dorfe Abur gehörte. Er mischte sich unter seine Altersgenossen, die ihn neugierig ausfragten.

Allmählich wurde es stiller auf dem Dorfplatz; einer nach dem andern zogen die Schilluk sich in ihre Höfe zurück. Die jungen Mädchen hatten bereits die gemeinsame Schlafhütte aufgesucht, waren aber noch nicht zum Schlafen aufgelegt. Ador, der muntere Gast vom Großdorf, sollte erst noch einige Fabeln und Rätsel zum besten geben. Auf den harten Rinderfellen liegend lauschten die jungen

das ist, so kann ich dir helfen', sagte der Hase und führte den Elefanten auf ein Feld, wo viele trockene Kürbisse herumlagen. Dort hieß er den Elefanten sich niederlegen, doch dürfe er auf keinen Fall rückwärts blicken, weil alsdann die Kur nicht gelänge. Der schmerzende Fuß wurde auf trockene Kürbisse gebettet, und der Hase holte sich einen brennenden Ast herbei und zündete die Kürbisse an. Nachdem das Feuer eine zeitlang gebrannt hatte, wurde der Elefant ungeduldig und wollte sich nach dem Fortgang der Kur umsehen. Doch konnte der Hase ihn noch beschwichtigen und zum Ausharren bewegen. Inzwischen war der Fußballen des Riesen, der sehr dick ist und wenig Gefühl hat, fertig



Schilluk-Burschen legen sich zum Schlafen nieder. Vor dem Schlafengehen bemalen die Schilluk nicht selten das Gesicht mit Asche. Einer hält noch die mächtige Schillukpfeife in der Hand. Beim Schlafen legen sie den Kopf auf einen Dreifuß, um die Frisur nicht zu beschädigen. (Archiv)

Schillukschönen der Erzählung Adors. „Der Hase begegnete dem Elefanten, der sich einen großen Dorn in den Hinterfuß getreten hatte und stark hinkte. ‚Was hast du, alter Freund‘, redete der Hase ihn an, ‚du hast wohl eine abgebrochene Speerspitze im Fuße?‘ ‚Ach, nein, es ist ein Dorn, und ich bin gerade auf dem Wege zu einem Doktor.‘ ‚Wenn es nur

gebraten, und der Hase schnitt sich mit einer Schneckenschale Stücke Fleisch heraus, die er sich köstlich munden ließ, während der betrogene Elefant geduldig ausharrte. Endlich war der Hase gesättigt. Er entfernte sich ein wenig mit der Ausrede, der Rauch mache seine Augen schmerzen. Aus sicherer Entfernung rief er dann dem Elefanten zu, die Kur sei

beendet. Der Elefant erhob sich, fiel aber gleich wieder zu Boden, weil er mit dem verstümmelten Fuße nicht gehen konnte. Er fluchte dem Hasen, der sich die Pfoten leckte und sich freute, einen so mächtigen Herrn angeführt zu haben."

Nachdem Ador ihrer Zuhörerinnen Wunsch nach Erzählung eines weiteren Geschichtleins befriedigt hatte, in welchem der schlaue Hase selbst den Löwen übers Ohr gehauen hatte, gab sie einige Rätsel auf.

"Es ist schwarz und weiß und sitzt in einer Höhle. Was ist das?" (Das menschliche Auge)

besonders die kleineren, hatten manche Nuß zu knacken. Endlich schloß friedlicher Schlummer die jungen Augenlider.

Auf einmal plätschert das Wasser im Flusse und unterdrückte menschliche Laute werden vernehmbar. Das Riesensegel einer Barke taucht gespenstisch auf, das aber bald schlapp um den Mast flattert und von geübten Händen eingeholt wird. Ein zweites Segel taucht auf und dann noch eines. Leise rauschend durchschneiden die drei Schiffe den Schilfgürtel, der das Ufer besäumt, um bald darauf am Lande anzustoßen. Dann verlassen dunkle Gestalten die Fahr-



Mohammedaner in der Wüste beim Gebet. (Archiv)

„Ein kleiner Knirps liegt im Schatten.“
(Die Zunge)

„Ich gehe, und es folgt mir nach.“
(Der Schatten)

„Es verschlingt uns und speit uns wieder aus.“ (Die Hütte)

„Es strebt zu den Wolken hinauf, sein Inneres aber ist ohne Knochen.“ (Der Rauch)

„Es sind Schwestern, aber sie kommen nie unter sich zusammen.“ (Die Hörner der Kuh)

Manche der Zuhörerinnen kannten bereits die Auflösungen der Rätsel; andere,

zeuge, legen kleine Anker aus und nehmen ortskundig Richtung auf die friedliche Negersiedlung. Leisen Schrittes, im tiefsten Stillschweigen, gehen sie im Gänsemarsch voran, teilweise im hohen Grase verschwindend, unheimlich anzusehen im gespenstischen Lichte der Mondsichel. Ungestört kommen die nächtlichen Wanderer bis auf etwa hundert Schritte an die menschlichen Behausungen heran; da schlägt ein Hund an, dem sogleich andere antworten, um Gebell und Geheul nicht mehr einzustellen. Damit haben die ungebetenen Besucher ge-

rechnet. Einige kurze Zurufe, und sie schwärmen in erprobter Weise auseinander, sich dem Dorfe im Laufschrift nähernd und es im Kreise einschließend.

Das Anschlagen der Hunde ist nicht ungehört geblieben in den Hütten. Die Dorfleute schrecken aus dem Schlafe auf. Die Unruhe ihrer vierfüßigen Wächter sagt ihnen, daß es sich nicht um eine ge-

ringfügige Ursache handelt. Triebmäßig greifen die Männer und Jünglinge zu Lanze, Keule und Schild und eilen ins Freie, wo sie von Flintenschüssen empfangen werden. Unverzüglich stoßen sie den Kriegeruf ihres Volkes aus, ein oft wiederholtes „Lu — lu — lu . . .“, um die benachbarten Dörfer zu benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt)

Mburro, der Gorilla

Erzählung von Hugo Kocher

Dumpfe Schwüle, braundämmeriges Dunkel herrschte unter den dicht verschlungenen, wildverwachsenen Baumkronen der mächtigen Urwaldriesen. Allerlei Kraut und Blattwerk, schwarzstämmige Baumfarne, dazu armstarke Schlinggewächse vereinigten sich mit Dornen und Unterwuchs zu einer undurchdringlichen, ineinander verfilzten braungrünen Mauer. An einer Stelle hatten schmarotzende Schlinggewächse einen der Baumriesen zu Fall gebracht. Da lag er, alles schwache, am Boden wuchernde Buschwerk erdrückend, in das Laubdach eine Lücke reißend, durch die ein paar Sonnenstrahlen gleich blanken Schwertern hereinschossen, farbenprächtige, wuchernde Orchideen wie Edelsteine aufleuchten lassend, üppiges Leben überall weckend, wo immer ihr belebender Schein hinfiel. Wie ein trauliches Sonnenkammerlein war die rings von flechtenbehangenen Bäumen umstandene Lichtung geworden.

Jetzt brach und knackte es in dem Unterholz. Die undurchdringlich scheinende grüne Wand geriet ins Schwanken, riesenstarke, behaarte Hände rissen Lianen und Buschwerk auseinander, brachen schenkelstarkes Geäst wie morsches Rohr. Ein braunrot behaartes, dunkelhäutiges, runzliges Gesicht schob sich heraus, nun folgte eine riesige breite Brust, Schultern und Arme, und jetzt stand er in seiner ganzen gewaltigen Größe auf dem gefallenem Stamm, Mburro, der Gorilla, der Waldmensch. Mit einem ungeduldigen Grunzen wandte er sich zurück. Da raschelte und brach es und nach einer Weile tauchte ein Gorilla-weibchen auf, das gegen den gewaltigen

Alten wie ein Jungtier wirkte. Ein halb-wüchsiges Junges folgte, ein zweites hing im Rückenhaar der Alten festgeklammert.

Mburro blinzelte ärgerlich in die helle Sonne. An das braune, dämmerige Dunkel seiner Wälder gewöhnt lag ihm nicht eben viel an dem hellen Schein. Jetzt aber entdeckte er etwas, was ihn gegen Sonne und Licht gleichgültig machte. Dicht neben dem gestürzten Stamm wucherte eine scharf riechende, schierlingsähnliche Staude empor, daneben war eine ganze Siedlung dieser Pflanzenart. Grunzend machte sich der Alte darüber her, riß mit kräftigem Ruck die Stengel ab und begann behaglich, mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt, zu kauen. Auch das Weibchen und die beiden Jungen waren nicht müßig und schmausend saß die ganze Familie einträchtig in dem Sonnenwinkel. Nicht lange. Der Alte hatte alles in seiner Nähe Erreichbare gefressen. Mit ärgerlich gerunzelter Stirn bemerkte er, daß der älteste Sohn einen ganzen Arm voll der begehrten Stengel abgerissen hatte und gemächlich verzehrte. Mburro gab in der Gorillasprache zu verstehen, daß er bedient sein wollte und gehorsam watschelte der junge Affe heran, um dem Vater die Stengel zu reichen. Offenbar ging es dem Alten nicht rasch genug, denn ein klatschender Schlag seiner Rechten warf den Jungen quiekend in das Unterholz. Demütig brachte auch das Weibchen dem Gebieter ein paar Stengel und nun erst durfte sie wieder an sich und die Jungen denken, vereinzelte übriggebliebene Pflanzen suchen, um sie in Hast zu verzehren.

Nicht anders erging es ein wenig später, als die Familie Amomumschoten im Unterholz entdeckte. Erst als ein ganzes Häufchen dieser säuerlichen Früchte neben Mburro lag, konnten sich Weibchen und Junge auf die Suche für den eigenen Bedarf machen. Dann kam dem Affenriesen ein anderer Gedanke. Er wanderte zurück zu der Lichtung, watschelnd auf dem Boden gehend, sich nur mit den Handknöcheln stützend, wohl auch gelegentlich nach Lianen greifend, den massigen Körper voranschwingend. Auf dem Stamm angekommen, suchte er ein Plätzchen für die Sonnenruhe, er wollte ein Schläfchen machen. Einige Äste mochten ihm hierbei im Wege stehen. Da zeigte sich seine ganze gewaltige Kraft. Die Muskelwülste auf den Armen und Schultern spannten sich, Äste, die selbst einem Elefanten Mühe gemacht hätten, brachen unter seinen Griffen. Nun setzte er sich zurecht, ein Blattzweig wurde ergriffen, mit ihm scheuchte er sich die aufdringlich summenden Moskitos fort. Nach einer Weile kam das Weibchen gesättigt mit den Jungen herbei, um sich in der Nähe niederzutun. Ängstlich achtete sie dabei darauf, daß das Jüngste den Schlaf des Vaters nicht durch Quieken und Betteln störte.

Einmal fuhr das Affenweibchen auf. Ein leiser Tritt hatte ihren leichten Schlummer gestört. Auch Mburro schlug die Augen auf, spähte in das Dämmerdunkel der Büsche. Da zog ein Rudel Warzenschweine vorbei. Der Gorilla schnaubte böse, er haßte die Witterung dieser Tiere. Wären sie in seine Nähe gekommen, so hätte er sie mit Faustschlägen vertrieben. So ließ er sich nach einer Weile zurücksinken, um den unterbrochenen Schlummer fortzusetzen. Ein wenig später, wieder hungrig geworden, mußte ihm die Familie Früchte schütteln und zusammentragen, wobei sich das Weibchen als geschickter Kletterer erwies. Mburro liebte diese Anstrengungen nicht. Er schätzte die Gemächlichkeit, sein ganzes Leben floß dahin ohne große Hast. Er war weder ein gewandter Kletterer noch ein besonders guter Läufer. An Klugheit stand er den Schimpansen um ein beträchtliches nach. Er und seine Sippe hatte es nie nötig

gehabt, im Kampfe um das Dasein besondere Anstrengungen zu machen. Was sie nötig hatten, das fiel ihnen zu, Feinde brauchten die Riesen in den unbewohnten Wäldern kaum zu fürchten. Eben jetzt gähnte der Alte, zeigte dabei ein mächtiges Raubtiergebiß, das selbst einem Löwen Achtung einflößen konnte.

Mburro hatte an seinem Körper mancherlei Farben, die von Kämpfen mit Menschen und Tieren kündeten. Aber besondere Erfahrungen hatte er aus diesen Erlebnissen nicht gesammelt, ja nur einige undeutliche Erinnerungen waren ihm geblieben. Diese hingen mit den schwarzen Männern zusammen, die ihm einmal sein gewähltes Revier hatten streitig machen wollen. Drei- oder viermal war der Riese dabei verwundet worden, immer dann, wenn er mit den Fäusten auf der nackten Brust trommelnd, drohend seine Herausforderung den Männern entgegengebrüllt hatte. Hatte man erst die fliegenden Stachelstöcke zerbrochen, so war es kein Kampf mehr, diesen armseligen Wesen mit einem Griff die Brust einzudrücken oder das Genick zu brechen.

Aber Pfeil- und Speerwunden hatten ihm doch zu schaffen gemacht. So hatte er gelernt, ohne einen Laut anzugreifen, plötzlich überraschend aus den Büschen zu stürzen oder aber beizeiten, in aller Stille seinen Weg zu gehen, sich im Urwald dämmern zu bergen. Mburro suchte den Kampf nicht, er war im Grunde ein mürrischer, eigensüchtiger Affe, aber kein Raubbold, wie die alten Männer seines Stammes zu werden pflegten. Mit einem solchen hatte Mburro einmal einen fürchterlichen Kampf gehabt. Seine Rücken- und Nackenhaare sträubten sich deshalb immer drohend, sein Gesicht verzog sich zur scheußlichen Fratze, wenn er auf ein Gorillamännchen stieß. Sein Haß gegen die Alten kannte keine Grenzen, wehe dem, der ihm nicht wich; sich selbst mehr und mehr in tolle Raserei hineinsteigernd, kannte er keine Gnade und kein Erbarmen mehr.

Der Abend fand die Gorillafamilie am Rande eines Bambuswaldes, in den eine Elefantenherde einen breiten Wechsel getreten hatte. Hier tat sich Mburro nieder, raffte ein paar Händevoll Gras zu-

sammen, scharfkantige Halme, die jede feinere Haut zerschnitten hätten. Daraus machte er sich ein Lager am Fuße eines Baumes, einen Wurzelknorren als Kopfkissen benützend. Nach einer Weile, als es ihm zu hart wurde, schob er sich ein förmliches Polster unter dem Kopf zu recht. Inzwischen hatte das Weibchen, von dem ältesten Jungen unterstützt, in einiger Höhe nahe am Stamm ein Nest gebaut und mit Laub und Blättern weich gepolstert. Darin kauerte sie sich zusammen, die beiden Jungen eng an sich gezogen, ihnen mit ihrem Körper Wärme und Schutz gegen die Nachtkühle gebend.

Es war dunkel geworden. Regungslos standen die Bäume. Die dumpfe, drückende Schwüle des Tages hing noch lastend unter den Baumkronen. Allerlei Laute sind erwacht, der nächtliche Busch kennt keine Ruhe. Unaufhörlich geht der Kampf ums Dasein weiter, im Grase, in den Büschen wie hoch oben in den Kronen der Bäume. Da gellt der Todesschrei einer Ratte unter den Fängen der Eule, da hat irgend einer der vierfüßigen Schleicher ein Huhn, ein unvorsichtiges Jungtier überrascht. Lautlos gleitet eine Schlange von Ast zu Ast, hängt pendelnd über einem Wildschweinwechsel, erstarrt, lauert in unfaßbarer Geduld auf ein Beutetier.

An den Tränkestellen am Flusse ist ein Kommen und Gehen. Aber auch dort ist überall scheue Vorsicht, Fluchtbereitschaft, größte Wachsamkeit. Nur Mburro schläft mit der Ruhe des Starken, mit dem Selbstvertrauen, das ihm seine gewaltigen Muskeln und seine Eckzähne gegeben haben.

Da kommt es auf dem Elefantenwechsel auf lautlosen Sohlen geschlichen. Grünliche Raubtierseher leuchten auf, erlöschen wieder und richten sich nun starr auf den schlafenden dunklen Klumpen am Fuße des Baumes. Mondlicht sickert jetzt durch die Wipfel, ungewisse Helle spendend, Schattengespenster tanzen lassend. Aber das Raubtierauge trägt kein Schattentanz. Raublust flammt auf, nun steht die Witterung des Gorilla voll auf den Leoparden zu.

Der zögert, er hat noch nie mit einem solchen Riesen zu tun gehabt. Aber der

Hunger, die Beutegier sind stärker als alle Vorsicht. Fast auf dem Bauche liegend schiebt sich der gefleckte Tod heran, die Lippen hochgezogen, die Schwanzspitze verrät zuckend die steigende Erregung. Jetzt hat der Leopard ein Bambusrohr gestreift, ein Laut wie das Fallen eines Blattes, wie das Berühren einer Blüte durch einen Schmetterling. Und doch ist Mburro wach geworden. Er schlägt die Augen auf, rührt sich noch nicht, äugt um sich, lauscht, saugt die Nachtluft ein. Dann schleudert er seinen schweren Oberkörper mit einem Ruck der Arme empor, just als der Leopard zum Sprunge ansetzt, hochschnellt, mit rauhem Jagdschrei dem Gorilla an die Kehle fahren will. Ein Faustschlag trifft den Räuber in der Luft, wirft ihn in splinternde Bambusstengel. Schon ist er wieder auf den Beinen, schnell heran, er jault und brüllt vor Wut. Aber ein zweitesmal wird er niedergeschlagen, ein drittesmal, ehe ihm ein Biß gelingt. Und dann trommeln urgewaltige Gorillafäuste auf seinem gefleckten Fell, ein Hieb trifft seinen Schädel, der ihn taumeln läßt, ihm fast die Besinnung raubt, und mit einem Jaulen, halb Furcht, halb Wut verratend, flieht er, seinen Irrtum erkennend, wald-ein.

Mburro aber richtet sich hoch auf, steht im Mondlicht, ein zottiger, riesiger Schatten, dumpf dröhnen die Schläge seiner Fäuste auf der gewaltigen Brust, ein Schrei kommt aus seinem Mund, rauh ertümlisch, dröhnend. Der Siegesruf des Waldmenschen über das schleichende Raubtier der Nacht. Dann, während sich langsam seine gestäubten Haare wieder legen, kauert er sich wieder in sein Lager, leckt sich die Wunde am Arm und schläft schließlich, noch immer mit einem dumpfen Grollen in der Kehle, wieder ein. Das Weibchen im Nest hat während des Überfalles die Jungen eng an sich gedrückt und hinabgelauscht auf den Urwaldboden. Jetzt setzt auch sie sich in das Nest zurück und beruhigt das im Schläfe wimmernde Jüngste. Mburro und die Seinen schlafen, bis die Morgensonne die Urwaldwipfel vergoldet, bis ein neuer Tag heraufzieht über die schwülen, dumpfen, unendlichen Urwälder ihrer Heimat.

